

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Paradiesvogel.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Paul Oskar Höcker.

Alta erschrak über die wilde Leidenschaftlichkeit, mit der Theo sie überfiel. Es war so viel Furchtbares damals zwischen ihnen gesagt worden, als er ins Ausland fliehen mußte und sie ihn nicht begleiten wollte, daß sie auf einen solchen Sturm der verlangenden Zärtlichkeit gar nicht gefaßt gewesen war. Seine Küsse schlossen ihr den Mund, so daß sie ihm nicht wehren konnte, seine Arme preßten sie so fest gegen seinen Körper, daß ihr der Atem verging.

Im Sträuben noch, in ihrem schreckhaften Zorn, kam es dann wie eine heiße Welle über sie, in der sie zu ertrinken drohte. Sie fühlte, wie ihre Lippen die trohige Sprödigkeit verloren, wie sie sich ihm eine Sekunde lang in einem wonnigen Erschauern überließ. Und er fühlte es auch.

Aber unter einem kurzen jähen Aufschrei rettete sie sich. Atemlos sprang sie zur Tür und nahm die Klinke in die Hand. Sie fühlte ihre Kniee zittern. „Das wage nicht mehr, du!“ sagte sie halblaut, fast heiser. „Das ist schlecht von dir! Weißt du das?“

Aug' in Aug' verharrten sie so eine Weile. Er konnte kein Wort vorbringen. Ein Sturm mochte über ihn hingehen. Es standen Schmerz und Begehren, Klage und Hoffen in seinen Zügen.

„Ich lonnt' nicht anders,“ jagte er endlich. „Ich hab' mich doch so nach dir gebangt.“

„Was willst du?“

„Dich sehen, dich sprechen. So geht es nicht weiter.“ „Papa hilft dir. Aber du mußt mich in Ruhe lassen, ganz aus dem Spiel,“ erwiderte sie fest und bestimmt.

„Alta, ich hab' in der Zeit viel ausgestanden, höllisch viel — auch deinetwegen, und nun bist du so zu mir?“

„Hast du's anders erwartet?“

„Wie ist dir's ergangen? Was hast du getrieben? Warum hast du bloß damals die Scheidung gewollt? Was hab ich dir getan? Ich dachte noch, es spielte da was mit einem anderen. Einmal hieß es, du wolltest wieder heiraten.“

Das war's also auch nicht. Warum hast du mich so miserabel behandelt? Warum? Papa ist an allem schuld, ganz gewiß an allem.“

„Du solltest nicht so sprechen, wenn du ihn brauchst.“

„Ich bin nicht berechnend genug. Das war ja immer mein Fehler. Komm doch her. Warum gehst du nicht von der Tür weg? Hast du Angst?“

„Bor dir? Ich bin mit vielen fertig geworden. Hab fertig werden müssen. So schwer's oft war.“



Ein Naturschwärmer.
Gemälde von Th. Hofemann.

„Ich verspreche dir, ich bleibe ganz vernünftig.“
„Also noch einmal: was willst du?“
„Dir bloß sagen, daß ich dich noch immer lieb hab' und daß ich all die dummen Worte von damals tief bereue.“

„Was nützt das?“
„Ich weiß ja auch, daß du selbst niemals so grausam gewesen wärest. Aber Papa. Der wollte mich eben nur rasch außer Landes haben. Und dann hat ihm alles Drehen und Schieben und Wenden doch nichts genützt.“

„Rühr' das nicht mehr auf, du!“
„Ja, ja. Es ist besser so.“
„Und auch klüger.“

Er zuckte die Achseln. „Mein Vorteil. hm. Meinst du das? Ja, du siehst, viel klüger hat mich die Erfahrung doch nicht gemacht.“

„Gewiß nicht. Denn wenn ich Papa alles sage . . .“
„Das wirst du ja nicht.“

„So?!“
„Nein.“
„Um dich zu schonen, denkst du?“

„Vielleicht.“ Sein Blick bohrte sich in den ihren. Er fühlte in sich trotz ihrer erzwungenen Härte doch wohl so etwas wie Macht über sie. „Und weil's zwischen uns etwas gibt, immer noch, wovon Papa nichts ahnt. Und wovon er nichts zu wissen braucht.“

Sie war dunkelrot geworden. „Das ist nicht wahr.“
„Asta . . .!“

„Du sollst mich nicht so ansehen . . . Du hast kein Recht . . .“

Er atmete tief auf. „Ganz vergessen kann man's doch nicht. Wie lieb man sich gehabt hat, wie schön es war und wie selig . . .“

„Schweig!“
„Das hat mir auch das gräßlichste Elend nicht nehmen können: die Erinnerung.“

Sie fühlte wieder, daß jene heiße Welle sie überflutete. Das Zittern meldete sich von neuem in ihren Knien. Eine wohlige Erschöpfung überkam sie.

Noch ehe sie entrinnen konnte, war er wieder bei ihr und umarmte, küßte sie.

Nun geriet sie ins Weinen. Aber er küßte ihr die Tränen weg. Eine wilde Zärtlichkeit, die ihr Schmerz bereitete, lag in ihm. Er hatte sich nicht verändert.

„Ich tu dir ja nichts, ich tu dir ja nichts,“ sagte er immer wieder, halblaut und zärtlich, während er sie zwang, sich zu setzen. Er behielt ihre Hände, küßte ihre Finger, die Handflächen, preßte sie an seine heißgewordenen Wangen und ließ schließlich sein Gesicht in ihren Schoß sinken.

Sie sah blendend aus in dieser Stunde: hatte sie sich doch für Sabine, die sie immer bewunderte, besonders hübsch machen wollen. Sie trug ein Teekleid von weißem Seidenmuffelin, mit Stickerei und Spitzen ganz durchsetzt. Es öffnete sich über einem mattblauen Unterkleid. Die weit ausfallenden weißen Halbärmel befamen durch die hellblauen mit Spitzen besetzten Unterärmel einen matten blauen Schimmer. Die stimmungs-volle Pracht beraufchte ihn geradezu.

„Laß uns doch von damals sprechen, Asta,“ sagte er leise und bittend, indem er lieblosend über die weißen Stoffe strich und Asta wieder und wieder zart auf die sich ihm entrollenden Arme küßte. „Warum willst du nicht, Liebling?“

„Wenn das Mädchen kommt — oder Papa — du, es gibt eine Szene, ich weiß es. Und das ist mir doch so gräßlich! — Laß mich, so laß mich doch!“

„Ich tue dir nichts. Du kannst mit mir machen, was du willst.“

„Mühsam hat man sich durchgesetzt, und jetzt kommst du und wirfst einem alles über den Haufen werfen.“

„Bin ich je schlecht zu dir gewesen? Ich hab dich bloß lieb. Trotz allem. — Asta, weißt du noch, damals, wo wir die Fahrt nach Thale im Harz gemacht haben?“

„Sprich nicht davon. Es muß, es muß, es muß ver-
geffen sein.“

„Ach du! — Und anderen Tags in der Frühe! — Du standst auf dem Balkon in deiner fliederfarbenen Matinee in der Sonne! Weißt du noch, ich hatte Rosen bestellt? Da war nun der Niesenstrauch im Zimmer — der Duft und die Farbe! Und du kamst immer wieder herein und lachtest und stecdest das Gesicht in den Strauch und küßtest die Blumen! Es waren Teerosen, nicht?“

„Malmaison . . .!“ Sie hatte es halblaut in versunkenem Ton gesagt. Die Szene war mit dem ganzen Zauber ihres jungen Frauenglücks im Glanz jenes ersten leichtsinnigen Jahres mit den kostspieligen Reisen und all den verschwenderischen Extravaganzen, die mit zum Ruin geführt hatten, vor ihren Sinnen aufgetaucht. Sie sah sich selbst in ihrem kosteten Gewand mit dem noch gelösten Haar, für dessen goldigen Schimmer er sich immer so begeistert hatte, sie atmete die Bergluft und den Rosenduft, und ihr Ohr umschmeichelte der Ton der nedenden, lustigen, übermütigen Stimme ihres jungen Gatten. Erschrocken fuhr sie auf. Sie faßte sich an die Kehle. „Torheit, Torheit! Ach, wie schlecht du doch bist!“

Er hielt sie umschlungen und küßte sie. Aber jetzt lachten seine jungen Augen, die vorher so traurig, fast hoffnungslos geblüht hatten.

„Bin ich wirklich so schlecht?“ fragte er zärtlich. „Weil ich davon spreche? Soll ich auch nicht mehr daran denken? — Du, und weißt du noch, in Hamburg nach dem Derby, damals, wo ich den ersten Preis gekriegt habe? Ach, im Hamburger Hof abends, am Fenster. Du, die Asta mit den Lichtern, und die Musik im Pavillon. Nein, das vergißt man nicht. An dem Tag hast du das Heliotropkleid mit der flandrischen Spitze gehabt und den wundervollen Pariser Hut dazu. Er hatte die Farbe vom Kleid, war aber von einem Spitzenschleier verhüllt, der vorn eine Rose trug. Ich weiß es noch genau, wie? Und sie waren alle rein weg in dich. Du, der kleine Graf Saldern, der Reid, was? . . . Wenn ich drauhen dran dachte, muß' ich oft noch lachen. Aber dann kam immer wieder eine Eifersucht, eine Eifersucht, ach . . .!“

Nun sträubte sie sich nicht mehr. Sie hatte sich in den trüben Zwischenzeiten ja auch oft genug an all diesen heißen oder festlichen, bunten, glitzernden Erinnerungen berauscht. So schwapzten sie denn, schwapzten, und verloren die Brücke zur Gegenwart.

Bis es acht Uhr schlug und Asta entsezt auffuhr.
„In zehn Minuten ist Papa da; der darf dich nicht mehr hier antreffen!“

„Aber ich darf doch kommen, heimlich, dann und wann, nur auf ein paar Minuten?“

„Wozu? Man wird nur elend davon. Der Gram, daß es damals so fürchterlich hat enden müssen. Hoch oben und glücklich — und dann mit eins unters Pack gestoßen. Nein, nein, nein, geh, es führt zu nichts!“

„Asta . . .!“

„Ich Sorge dafür, daß Papa dir hilft. Verlaß dich drauf. Aber laß mich auch meinen Weg gehen. Und — sei nicht schlecht, Theo!“

Er lächelte und strich lieblosend über ihre widerwillig zuckende Hand. „Wenn ich jetzt bloß das große Los gewinnen könnte! Recht rasch! Du, was meinst du?“

„Ach, wie kindisch du noch immer reden kannst.“

„Nein, ganz im Ernst einmal. Sag doch, 'ne Million in der Tasche . . . oder 'ne halbe . . . und 'nen Rosenstrauch in der Hand. Was? Kommt du dann mit?“

Sie sah ihn zornig an. „Mit dir?“ rief sie. „Wie denkst du dir das?“

„Wieder heiraten. So denk ich mir's.“

„Schweig. Ich mag nichts mehr hören. Ich will nicht, will nicht, will nicht!“

Daß er sie noch einmal küßte, duldete sie nun nicht mehr. Sie hatte allmählich die Selbstbeherrschung wieder gewonnen. Als er ging, war ihr Ton überlegen und kühl.

Aber während seine Schritte im Treppenhaus verhallten, stand sie doch noch eine Weile wie in einem Bann still da und gab sich den trunkenen Erinnerungen hin, die er in ihr aufgewühlt hatte.

... Wie jung das alles doch war! ...

Sowohl Sabine als ihr Vater hatten sich vor der Wiedereinrichtung des Haushalts geradezu gefürchtet. So lange sie in der Pension lebten, gab es nicht auf Schritt und Tritt die Brücken, die zur Vergangenheit zurückführten; mit dem Ausframen aber kamen die tausend Erinnerungen an die Heimgegangene. Und all diese Erinnerungen bedeuteten für sie beide ebensoviel Erschütterungen.

Die alle Nerven, alle Gedanken in Anspruch nehmenden Geschäfte des politischen Lebens brachten Doktor Gernot in den „Ziehtagen“ über das Schlimmste hinweg. Er hatte lange nicht so viel Zeit zum Trübsalblafen wie Sabine. Hundert Verwicklungen, in die ihn seine Tätigkeit im Reichstag verstrickte, nahmen ihn gerade in der Woche gefangen, in der Spediteure und Bader die Einrichtung vom Speicher in die neue Wohnung am Kurfürstendamm brachten, und in der das ärgste Chaos gelichtet ward.

Am meisten hatte ihnen davor gegraut, die Möbel wiederzusehen, die in Mutters Zimmer aufgestellt gewesen waren. In den letzten beiden Jahren war das Stübchen, worin sie sich befanden, nur mit scheuer Ehrfurcht betreten worden. Nirgends hatten sie die Lücke, die in ihrem Leben entstanden war, mit so tiefer wehmütvoller Nührung empfunden wie dort. Die feine altfränkische Mahagonieeinrichtung, die Frau Gernot von ihrer Mutter einstmals in die Ehe mitbekommen hatte, bezeichnete so ganz ihre stille, zärtliche, besondere Art. Wenn Vater und Tochter sich in dem anheimelnden Raum aufgehalten hatten, so waren sie unwillkürlich — noch viele Monate nach dem Heimgang der Mutter — auf den Fußspitzen gegangen und hatten nicht anders als in gedämpftem Ton gesprochen, ganz ergriffen von dem Zauber, den diese stummen Zeugen ihres behaglichen, lebenswürdigen Waltens auf sie ausübten.

Es war eine ganz seltsame, ganz besondere Art von Trauer, die sie beide erfüllte: sie trauerten um die Tote nicht etwa in lauter Klage, sondern meist nur mit einem gerührten Lächeln, in einer gewissen harmonischen Genugtuung, sich dröckliche kleine Züge, ja allerhand humoristische Vorfälle, sogar späßige Begnungen ins Gedächtnis zurückzurufen.

So kam es, daß die stille Frau als allzeit gegenwärtiger lieber Kamerad mit ihnen mitgelebt hatte bis zu dem Tag, an dem sie ihr Heim aufgaben.

Nach der längeren Spanne Zeit nun, in der — schon durch die Reichstagswahl — so unendlich viel Großes und Aufregendes auf sie eingestürmt war, fühlten sie beide, daß der Zustand von damals, wollte man ihn den jetzigen Verhältnissen in der so ganz anders gearteten Umgebung anpassen, etwas Gezwungenes, etwas Unwahres haben würde. Sie waren beide zu ehrlich vor sich selber, als daß sie sich das nicht eingestanden hätten.

Bei der Verteilung der Räume auf dem Wohnungsplan hatten sie ja allerdings noch gesagt: „Und das hier wird Mutthens Zimmer!“ Aber unter dem erfrischenden Einfluß von Frau Asta, die das sprühende Leben selbst war, und vor der sie sich einer übertriebenen Sentimentalität geschämt haben würden, sagten sie höchstens noch: „Und in dem kleinen Salon neben der Erkerstube können ja Mutthens Möbel stehen!“

Das war nur einer von vielen kleinen Zügen, die eine Wandlung verrieten, aber er war doch sehr bezeichnend.

Und der jungen Baronin, der neuen Hausfreundin, entging er nicht.

Übrigens gab es schließlich in der so glänzend, mit so viel neuen Anschaffungen modernen Stils ausgestatteten Wohnung am Kurfürstendamm überhaupt kein Plätzchen mehr, das ganz und gar dem Andenken an die Verblichene gewidmet gewesen wäre. Man hatte sich in allem Frau von Camps Anordnungen gefügt, die natürlich das Bedürfnis nach einem solchen „Mausoleum“ nicht mitempfinden konnte. Es in Worte zu kleiden, um es ihr klar zu machen, wäre beiden unmöglich gewesen. Ihre Art, die Räume zu verteilen, war ja auch entschieden um so viel praktischer und behaglicher, so daß sie schließlich den alten Plan ganz widerspruchslos fallen ließen.

Noch vor Ostern fand der Einzug statt. Es war das herrschaftliche Hochparterre eines funkelneuen Eckhauses mit Vorgarten. Die Wohnung war noch nicht bewohnt gewesen. Asta hatte Sabine mit Erfolg beim Hausbesitzer beigestanden: sämtliche Tapeten waren nach ihrer Angabe gewählt worden, einfarbig und ungemustert, so daß die wertvollen Ölbilder und alten Stiche in geschickter Verteilung gut zur Geltung kamen.

Doktor Gernot hatte für die Modernisierung seiner Einrichtung eine stattliche Summe in Aussicht genommen gehabt; auf ein hübsches Gesamtbild durfte er also schon gefaßt sein. Aber Frau Astas künstlerischer Sinn hatte sich geradezu meisterhaft betätigt. Und nicht nur die von ihr befürworteten Neuananschaffungen kamen glänzend zur Geltung. Mit einem überaus feinen Gefühl für behagliche Gruppierung, für trauliche Plauderecken, mit ihrer fast verschwenderischen Blumenliebe hatte sie, im Verein mit den zuerst widerstrebenden, dann immer kleinlauter und gefügiger mitarbeitenden Dekorateurs und Tischlern, auch die älteren Stücke in einer hübschen, originellen und dabei zweckmäßigen Art unterzubringen gewußt. Auch die heikle Mahagonieeinrichtung, die eine dunkelrote Farbe erhalten hatte.

Mit dem neuen Stil war ein neuer Geist in das Haus gekommen, der Stich ins Altfränkische, ins Patriarchalische war ganz und gar verschwunden.

Asta half der jungen Freundin, die von der Großstadt und ihren Anforderungen noch immer leicht verwirrt ward, dann auch bei der Auswahl der Diensthofen. Sie wußte mit ihrem sicheren Auftreten den Leuten sofort zu imponieren. Und auch um Sabinens neue Frühjahrs Toiletten kümmerte sie sich. Sie war stets voller Ideen, voller Pläne, voller Anregungen. Ein durch und durch moderner Mensch. Und was immer sie angriff, gelang.

„Freenhände hat die kleine Frau...“ meinte Doktor Gernot.

So recht zum Genuß des neuen Heims, zum behaglichen Bewußtsein der großen Hilfe, die man der jungen Baronin verdankte, kam er erst, als der Reichstag sich des Osterfestes wegen vertagte und er sich für eine kurze Frist von den politischen Geschäften freimachen konnte.

Nun war aber jeder dieser Tage für sie alle drei wie geschenkt.

In aller Frühe traf sich Sabine im Lattenfall mit Asta. Ein, zwei Stunden ritt sie mit ihr auf dem Hippodrom oder im Tiergarten spazieren, gefolgt von einem elegant livrierten Bereiter des Reitinstituts in braunem Schoßrock mit goldenen Knöpfen und hellem Ledergürtel, oft auch begleitet von Sitt von Soter oder von einem der Offiziere, deren Bekanntschaft Sabine in den letzten Wochen im Berliner Westen gemacht hatte.

Die körperliche Tätigkeit mit dem daheim sofort darauf folgenden Bad erfrischte für den ganzen Tag. In den späteren Vormittagsstunden belegte dann Doktor Gernot, der inzwischen seine umfangreiche Korrespondenz erledigt hatte, die jungen Damen mit Beschlagnahme. Die Equipage, die er im Lattenfall gemietet hatte, fuhr vor und entführte die drei nach

irgend einem hübschen Punkt der Villenkolonie Grunewald, wo sie in der Sonne unter fröhlichem Geplauder und viel herzlichem Lachen ein Stündchen lustwandeln, oder sie begaben sich in die Stadt, besichtigten Ausstellungen, machten Bestellungen und Einkäufe. Häufig mußte Asta mit ihnen speisen, zuweilen auch in einem fashionablen Restaurant, und daß sie ihnen die Mehrzahl der Abende widmete, das war ganz einfach Gesetz. Ihre Toiletten hatten stets einen künstlerischen Zug. Alle Welt sah sich nach der blonden jungen Frau um. Als es wärmer wurde und die Damen sich ohne Paletot, nur unter dem Schutz von Pelz-Echarpes ins Freie wagten, trug Asta eine wundervolle Tuchtoilette in Rosifarbe mit einem Bolero über faltigem Niedergürtel. Ein schmaler, quer plissierter Spizeneinsatz mit bunter Stickerei nahm die vordere Mitte des mit Kokoknöpfen verzierten Bolero ein. Gernots konnten sich nicht satt sehen an ihr.

Es ergab sich bald als nicht zu umgehende häusliche Repräsentationspflicht, für Sabine einen weiblichen Rückhalt zu beschaffen: ein großer Teil ihrer Tänzer von den Wohlthatigkeitsfesten, ihrer Tischnachbarn von den Dinern und der durch Asta ihr vorgestellten Bekannten vom Tatterfall machte bei Gernots Antrittsvisite, trotzdem die Saison schon fast zu Ende war.

Ofters sahen Gernots nun Gäste bei sich, und Asta unterstützte die Freundin, die Homeurs zu machen. Das Haus wirkte im Glanz der reichen elektrischen Beleuchtung, im Schmuck all der wohlgepflegten Palmen und duftenden Blumen an solchen Abenden geradezu pompös — und doch intim und behaglich. Daß Sabine Gernot eine brillante Partie war, was die pekuniäre Seite anbelangte, das war rasch bekannt geworden. Fast noch mehr konnte aber der charmante Ton, der in ihrem häuslichen Kreise herrschte, die junge Welt anziehen. Doktor Gernot, von Haus aus eine gesellige Natur, empfand nach der langen Zurückgezogenheit den festlichen Verkehr wohlthuend und entwickelte meist eine sprudelnde Laune — in seiner vom Reichstag her bekannten leicht überlegenen und leicht ironischen Art; Sabine hatte bei aller Innigkeit ihres Wesens einen modernen, frisch anmutenden Zug, der ganz frei von Hausstochterschablone und Philistrität war; und Frau Asta, die von ihnen Unzertrennlche, war geradezu Champagner. Da hatte man also stets Schwung, Geist und prickelnde Laune aufs wirksamste vereint.

Wenn sie allein waren, zog Asta die Freundin mit dem und jenem „kleinen Schwarm“ auf. Sie sondierte, ob etwa schon irgend eine tiefere Reizung zu verspüren wäre.

Sabine fand den augenblicklichen Zustand, in dem ihr der Himmel so voller Geigen hing, so wundervoll, daß sie lachend protestierte:

„Nein, nein, mich kriegt ihr so bald nicht unter die Haube!“

Aber Aastas gewandt forschendem Blick entging es nicht, daß ihre junge Freundin immer noch ein wenig wärmer und lebhafter ward, sobald sich der junge Herr von Wyschnewski unter den Gästen befand, der einzige Sohn der Erzellenzen.

Herr von Wyschnewski war Oberleutnant zur See und erst kürzlich von der ostasiatischen Station heimgekehrt. Ein vorzügliches Kommando hatte ihn zugleich mit seiner Beförderung bei seiner Ablösung hier erwartet: er war zum Reichsmarinemant veriebt worden, hatte also Aussicht, die nächsten Jahre in Berlin verleben zu dürfen. Er war ein flotter Mensch mit offenen, hübschen Seemannsaugen. Da er scharf markierte, energische Züge besaß, glatt rasiert ging und brünett war, so ahnelte er dem modernen amerikanischen Typ. Auch seine resolute Art, die Bestimmtheit seines Auftretens, der so gar

nichts Konventionelles anhaftete, paßte zu diesem Eindruck. Es lagen Freimut und Forsichheit in ihm, ohne daß man ihn darum temperamentvoll hätte nennen können. Vom Verkehr mit dem Schiffsoolk hatte er im Gegenteil im Ton ein wenig von der phlegmatischen Ausdrucksweise derer von der „Waterkante“ angenommen. Das gab manchem, was er ganz trocken hinsagte, eine gewisse Komik. Jedenfalls bildete er — auch in Gernots Augen — einen vorteilhaften Gegensatz zu der Berliner Art des immer etwas gekünstelten Gardereferendars.

Gerade mit Herrn von Wyschnewski zog Asta ihre Freundin aber am wenigsten auf, trotzdem er keine einzige Gelegenheit, sich Sabine zu nähern, vorübergehen ließ.

Neuerdings mußten ihm die Damen auch gestatten, sie auf ihren Spazierritten zu begleiten. Er ritt nicht gut — aber leidenschaftlich gern.

„Wie alle Teerjaden!“ meinte er.

Asta nahm sich auf den gemeinsamen Touren also auch seiner Reitkunst an. Sie schonte ihn nicht mit Tadel und Ermahnungen, denn in sportlichen Dingen hörte für sie der Scherz auf; aber er gehorchte ihr gern, glücklich über den Vorwand, der ihm nun ein fast tägliches Beisammensein mit Fräulein Sabine ermöglichte.

„In den Frühstunden ist's im Tiergarten ganz himmlisch!“ schwärmte Sabine ihrem Papa vor, von Tag zu Tag mehr begeistert. „Alle Reitwege sind belebt — Offiziere, Herrenreiter, Stallmeister und Bereiter — und viele Damen aus der Hofgesellschaft. Der Tiergarten bekommt da ein so lustiges Leben durch die hellen Stimmen, die frischen Augen und die erhitzten Gesichter.“

„Und es wird natürlich nur über die höchsten Sportdinge verhandelt?“

Sabine lachte. „O, wenn du ahntest! — Im Vorbeireiten schlägt einem immer etwas Rang- und Quartierliste ans Ohr, ein wenig Klatsch, ein wenig Dinergespräch: — Parade, Majestät, d'Andrade, Baden-Baden, Crêpe de Chine, eine Verlobung, Karlsfort . . .“

„Und ab und zu etwas Kaiserliche Marine?“ neckte er sie. „Papa —!“ Sie drohte ihm verlegen, war aber überglücklich.

Sie gaben ein hübsches Bild ab, wenn sie so zu dritt den Kurfürstendamm hinunterritten, um sich durch Halensee nach den wundervoll stillen Reitwegen des Grunewalds und den Ufern der blauen Havel durchzuschlagen. Viele Passanten blieben stehen und sahen ihnen nach. Es waren nicht nur zwei auffallend hübsche Reiterinnen, sondern es war auch ein ganz vorzügliches Pferdmaterial. Sirt von Soter hatte nicht eher geruht, als bis er an Doktor Gernot für seine Tochter einen prächtigen Araber losschlug. Es war eine temperamentvolle vierjährige Fuchsstute, die Asta selbst eingeweiht hatte. Auch der Falbe, den der Oberleutnant ritt, stammte aus der Elite des Tatterfalls. Asta selbst besaß ja kein Reitpferd, sie ritt vielmehr irgend eines der in Pflege gegebenen Tiere, das sonst vom Stallmeister hätte bewegt werden müssen.

Vom Vorgarten aus sah Gernot dem flotten kleinen Trupp, der sich mit fröhlichem Winken von ihm verabschiedete, gewöhnlich noch ein Weilschen nach. Noch weit aus der Ferne blitze das Rotgold von Aastas vollem, wunderbar gepflegtem Haar unter dem flotten kleinen Hut. Daß sich zwischen dem jungen Marinier und Sabine etwas „anbandelte“, war Gernot natürlich kein Geheimnis mehr. Es freute ihn. Von allen jungen Herren, die in seinem Hause verkehrten, war ihm der Sohn der Erzellenzen der sympathischste. Er fand es rührend aufopferungsvoll von Frau Asta, daß sie dem jungen Paar so diskret und geduldig den „Elefanten“ spielte.

(Fortsetzung folgt.)



Adolf Eberle, München

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Jagdeifer.

Gemälde von Adolf Eberle.

Polen einst und jetzt.

Von Professor Dr. F. Ruchardt.

Nicht viele Staaten gab es zum Ausgange des Mittelalters, die über ein so großes Gebiet und eine so hohe Machtstellung verfügten wie das polnische Reich. Nach dem Aussterben des Herrscherhauses der Piasten waren hier schließlich 1386 die Jagellonen zur Regierung gelangt; sie vereinigten mit Polen ihr angestammtes Großfürstentum Litauen. Nach dem Falle des Deutschordens hatten sie Westpreußen erobert und den Rest des Ordenslandes zu einem polnischen Teilfürstentum herabgedrückt; zum Ende des 15. und zum Anfange des 16. Jahrhunderts waren Böhmen und Ungarn polnische Sekundogenituren. Der polnische Machtbereich erstreckte sich damals von der Dtsche bis zum Schwarzen und zum Adriatischen Meere, vom Fichtelgebirge bis an die Karpathen und weit in die südrussische Ebene hinein.

Unzweifelhaft liegt eines der wichtigsten Probleme der Geschichte in dem jähen Niedergang, den der polnische Staat und die polnische Nation seit dem Beginn der Neuzeit erlitten haben.

Sicherlich tragen an diesem Niedergange gewisse Fehler die Schuld, die die polnische Politik bereits im Mittelalter begangen hatte. Sie hätte sich das Ziel stecken müssen, die im Norden sitzenden, nahe verwandten Pommeren und Preußen zu unterwerfen und sich zu assimilieren. Ein polnisches Staatswesen, das in kompakter Ausdehnung von den Karpathen bis zur Dtsche gereicht hätte, wäre so leicht nicht zerstört worden. Statt dessen ließen die Polen hier fremdartige Machtelemente sich entwickeln; ja, sie haben sie sogar selbst großgezogen, indem sie den Deutschen Orden zum Kampfe gegen die Preußen ins Land riefen, und das ließ sich niemals wieder gutmachen. Denn selbst die Unterwerfung des Ordens im 15. Jahrhundert war nicht so vollkommen, daß sie den Orden und das Deutschtum an der Dtsche auszutilgen vermocht hätte; die Erbschaft des Ordens aber trat der brandenburgisch-preussische Staat an, der der natürliche Widersacher Polens werden mußte. Indem die Polen im Mittelalter also ihre politische Aufgabe im Norden vernachlässigten, wandten sie sich im Osten Unternehmungen zu, die ihnen zwar leichter und lockender erschienen, die ihnen aber in der Zukunft einen nicht minder gefährlichen Gegner erwecken sollten, nämlich Rußland. Sie machten Eroberungen im Südosten und brachten das Land bis etwa an den Dnjepr an sich. Aber sie vermochten es nicht, die hier wohnende russische Bevölkerung sich national zu assimilieren; da diese nämlich der griechisch-orthodoxen Kirche angehörte, so hinderte schon der religiöse Unterschied eine wahre und innige Vermischung. Und als in der Neuzeit Rußland zu einem mächtigen Einheitsstaate erstarkte, drängte sich ihm unabweisbar die Forderung auf, die unter polnischer Herrschaft und römischem Glaubensdruck seufzenden Gebiete russischer Nationalität an sich zu ziehen.

So hat sich Polen die Feinde selbst erweckt und großgezogen, deren Beute es werden sollte. Aber daß es so weit kommen konnte, das lag vor allem an der mangelhaften inneren Organisation des polnischen Reiches. Das polnische Reich ist ein klassisches Beispiel für die Wechselwirkung zwischen innerer und äußerer Entwicklung in der Geschichte der Staaten.

Ursprünglich war die Monarchie in Polen unbeschränkt; das Königtum besaß eine patriarchalisch-omnipotente Gewalt, wie sie im Abendlande sonst nirgends vorhanden war. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aber wurde in die monarchische Vollgewalt der Krone Bresche gelegt. Denn nach dem Aussterben der Piasten wurde Polen rechtlich ein Wahlreich, und es begann nun ein wahrer Schacher mit den Kronrechten. Die Wahl Jagellos (1386) bezog sich nur auf seine Person allein, nicht etwa auf sein ganzes Geschlecht, und jeder seiner Nachfolger mußte die Krone immer wieder durch neue Privilegien vom Adel erkaufen. Denn da der Adel, die Schlichta, der einzige politisch bedeutsame Faktor in Polen war, hing von

seiner Zustimmung der Besitz der Krone ab; so riß er das Wahlrecht und dadurch schließlich alle politischen und sozialen Vorrechte und Machtbefugnisse an sich.

In sozialer wie auch in politischer Hinsicht hatte der Adel die herrschende Stellung. Die Bauern waren ihm zu wirtschaftlicher Ausbeutung preisgegeben; der Herr verfügte über Leben und Tod des Bauern. Nichtadligen wurde das Recht des Grundbesitzers genommen; für ihre Person waren die Edelleute von allen direkten und indirekten Steuern befreit. Das Bürgertum bildete einen Fremdkörper im polnischen Staatswesen. Städtewesen und Bürgertum waren in Polen nämlich erst im 13. und 14. Jahrhundert durch deutsche Einwanderung entstanden. Krakau war ursprünglich eine deutsche Stadt, etwa wie Breslau. Als nun zum Ende des Mittelalters der Adel alle Gewalt an sich riß, ging er daran, die Städte systematisch niederzuhalten; indem zur selben Zeit der slavische Nationalgeist erstarkte und um sich griff, wurden sie mehr und mehr polonisiert. Damit ging aber auch der reiche und schöpferische Geist zugrunde, der bisher in ihnen gewaltet hatte; sie sanken von der Höhe der wirtschaftlichen und allgemeinen Kultur herab, auf der sie im Mittelalter gestanden hatten. In dem neu entstehenden Reichstage fanden sie — zum Teil aus eigener Schuld, da es ihnen an Interesse mangelte, um sich dazu einzufinden — keinen Platz; so fehlte ihnen auch politisch jede Bedeutung. Indem sie mehr und mehr verkamen, sanken auch der Handel und das Gewerbe; Polen wurde ein reiner Agrarstaat. Da es aber an einem tüchtigen einheimischen Kaufmannstande fehlte, da die Verkehrsverhältnisse denkbar schlecht waren, so fand selbst die agrarische Produktion nicht den genügenden Absatz. Die Folge davon war eine steigende Verarmung, und damit stand der sinnlose Luxus einiger weniger Magnaten in grellem Gegensatz.

Tatsächlich und staatsrechtlich erlangte der Adel die Alleinherrschaft im Staatswesen. Er war organisiert in großen Gruppen, die auf dem Prinzip der Geschlechtsverwandtschaft beruhten. An der Spitze stand das Geschlechtshaupt, das den nicht teilbaren Grundbesitz der Familie innehatte; bei diesem schmarozten die zahlreichen besitzlosen Bettern, ihm jederzeit zu militärischer und politischer Gefolgschaft bereit. Die „Brüderschaft“ trat für jeden ein, der zu ihr gehörte. Um die geistlichen und weltlichen Ämter erhoben sich oft Kämpfe zwischen den verschiedenen Sippen. Und wenn es die Politik erheischte, so schlossen sich diese wieder zu großen Konföderationen zusammen. Eben dadurch erhielten die Parteiliste einen ganz besonders scharfen und leidenschaftlichen Charakter; denn sie sogen ihre Nahrung aus dem gegenseitigen Haß und der Rivalität der großen Adelsgeschlechter und Adelskoterien, deren Spielball und Zankapfel das Staatswesen mehr und mehr wurde.

Faktisch allmächtig, brachte der Adel auch verfassungsgemäß die ganze Staatsgewalt an sich. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatten die Provinzialversammlungen des Adels, die sogenannten sejmiki, die Stellung von Provinziallandtagen; sie durften für ihre Provinz als ständische Vertretung bindende Beschlüsse fassen; zunächst was die Bewilligung neuer Steuern anbelangte, später auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Jeder Adlige aus der Landschaft durfte sich dazu einstellen; es galt auf ihnen, wie auch anderwärts im Mittelalter, das Prinzip der moralischen Einstimmigkeit; das heißt, irgend ein angesehenes Mann, der sich die nötige Autorität zutraute, schlug den Beschluß vor, und die Versammlung zeigte ihm insgesamt durch Zuruf Beifall oder Ablehnung; es war ja dies das gleiche Prinzip, auf dem zum Beispiel ursprünglich die Wahlen zum englischen Unterhause beruhten.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde es Brauch, daß der König nicht mehr mit den einzelnen Provinziallandtagen verhandelte, sondern sie Deputierte an den Hof zu gemeinsamer

Veratung schicken ließ. So entstand der polnische Reichstag gleichsam als ein Kongreß der Abgeordneten, welche die Provinziallandtage entsandten, und zwar mit bindenden Instruktionen. Zum Anfange des 16. Jahrhunderts wurde dieser Landboten-kammer noch ein Oberhaus, der Senat, bisher eine Behörde von nur beratender Kompetenz, zugesügt, das aus den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern bestand. Ohne die Zustimmung des Reichstages durfte der König nicht über Krieg und Frieden entscheiden, neue Steuern und neue Gesetze verkündigen. Wie auf den Provinzialversammlungen, so auch galt auf dem Reichstage das Prinzip der moralischen Einstimmigkeit; es kam also beim Abweichen auch nur einer einzigen Stimme kein Beschluß zustande: das ist das sogenannte *liberum veto*. Umsonst versuchte zum Ende des 16. Jahrhunderts der Kanzler Zamojski, der größte Staatsmann Polens in jener Zeit, das Mehrheitsprinzip bei der Abstimmung einzuführen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts hat dann das *liberum veto* seine zerstörende Kraft gezeigt; seine frivole Anwendung hat den Staat in Ohnmacht und Anarchie gestürzt, jedes geregelte staatliche Leben unmöglich gemacht. Nimmt man noch dazu, daß der Adel nicht nur die gesetzgebende Gewalt im Reichstag besaß, sondern daß es der Krone auch an einer kräftigen Exekutivgewalt mangelte, so kann man sich ihre Ohnmacht zur Genüge vorstellen. Es fehlte an einem gut funktionierenden und gerechten Steuersystem, sowie an einem schlagfertigen und modernen Heer. Der König sah sich auf das veraltete und von Privilegien durchbrochene Aufgebot des Adels angewiesen; es wurde ihm später sogar noch das Recht beschränkt, stehende Truppen auf eigene Kosten zu unterhalten. Da ist es zu verstehen, wenn man schließlich in des Wortes besonderem Sinne von einer „Republik Polen“ sprechen, wenn man den König von Polen mit dem Dogen von Venedig vergleichen konnte.

Zum Anfang der Neuzeit war die innere Umwandlung Polens aus einer Monarchie in eine Adelsrepublik vollendet, und bald traten die Folgen davon auch in der auswärtigen Politik zutage. Als die jagellonische Nebenlinie in Ungarn und Böhmen (1525) ausstarb, überließ Polen diese Länder den Habsburgern; nicht minder schwächlich war die polnische Politik in Preußen. Ein Aufstand des Deutschen Ordens hätte den Polen Anlaß gegeben, sich ganz Preußens zu bemächtigen; statt dessen erlaubten sie (1525) die Säkularisation des Ordenslandes und später seinen Übergang an Brandenburg. Das war für die Hohenzollern geradezu eine Aufzorderung, zwischen beiden Ländern durch die Eroberung von Westpreußen eine Verbindung herzustellen. Trotz seiner ungeheuren Ausdehnung (17 000 Quadratmeilen) geriet Polens Machtstellung unverkennbar ins Wanken. Unter dem letzten Jagellonen, Sigmund II. August (1548—72), breitete sich der Protestantismus in Polen derart aus, daß die Nichtkatholiken das Übergewicht hatten; doch wurde seine Kraft durch seine Zerpfitterung in zahlreiche Sekten gebrochen.

Nach dem Aussterben der Jagellonen wurde der Prinz Heinrich von Valois gewählt; er sollte Sigmunds II. Schwester Anna heiraten: das war immerhin der Versuch eines Ausgleiches zwischen Erb- und Wahlprinzip. Kaum hatte Heinrich ein halbes Jahr in Polen verweilt, da verließ er es heimlich, um als Heinrich III. den durch den Tod seines Bruders Karls IX. erledigten Thron Frankreichs zu besteigen. Mit der Hand Annas empfing jetzt die Krone der tatkräftige Fürst Stephan Bathori von Siebenbürgen; seinen Bestrebungen, die Macht der Krone zu erhöhen, setzte sein frühzeitiger Tod (1586) ein Ende. Um seine Nachfolge bewarb sich der Prinz Sigmund Wasa, ein Sohn König Johanns von Schweden und einer anderen Schwester Sigmunds II. (Katharina); er hatte also gewissermaßen die nächste Anwartschaft auf die Krone. Ihn trat als Gegenkandidat der Erzherzog Maximilian gegenüber; Österreich suchte sich damals, nachdem es sich Ungarn und Böhmen unterworfen hatte, auch Polen anzugliedern; zur

habsburgischen Partei hielten sich die meisten Protestanten. Maximilian unterlag in der Schlacht bei Wischni (1587), und mit Sigmunds III. (1588—1632) Sieg war die gewaltsame Durchführung der Gegenreformation in Polen entschieden. Unter dem Einfluß seiner Mutter war der neue König katholisch erzogen worden; eben daher aber wollten die Schweden, als er nach dem Tode seines Vaters (1592) auch bei ihnen zur Herrschaft gelangte, von ihm nichts wissen. Sein Oheim Karl Wasa verdrängte ihn vom Thron; die Folge davon war, daß Polen in einen Kampf mit Schweden verwickelt wurde, der bis zum Aussterben der polnischen Wasas nicht mehr ruhte und dem polnischen Reich schwere Verluste gekostet hat. Sigmund III. stand ganz unter der Herrschaft der Jesuiten, die ihn zu unablässiger Verfolgung der Dissidenten anspornten.

Ebenso unglücklich wie seine Regierung war die seiner Söhne Wladislaus und Johann Kasimir, der vorher Jesuit und Kardinal gewesen war. Im Innern tobten Aufruhr und Bürgerkrieg. Durch Glaubenszwang bedrückt, erhoben sich die Kosaken; sie fanden Hilfe bei Rußland, an das 1667 große Gebiete im Osten des Reiches abgetreten werden mußten. Karl X. von Schweden eroberte 1655 vorübergehend ganz Polen, und Johann Kasimir fand nur dadurch Rettung, daß er den Großen Kurfürsten von der schwedischen Seite abzog; zum Danke dafür mußte er ihm 1660 die Souveränität über Preußen zugestehen. Schon damals tauchte die Idee einer Teilung Polens auf; Karl X. bot Großpolen dem Kurfürsten, Klempolen dem Fürsten Georg Rakoczyn von Siebenbürgen an. Auf einem Reichstage prophezeite der König selbst das Schicksal, das dem Reiche bevorstand: „Bei unseren heimischen Unruhen und Zwistigkeiten haben wir einen Angriff und eine Teilung der Republik zu befürchten. Gott gebe, daß ich ein falscher Prophet sei; aber ich meine, der Moskowiter wird Großpolen und Preußen, Österreich Krafau und die angrenzenden Länder nehmen.“ Des ewigen Haders müde, dankte Johann Kasimir 1668 ab; er war der letzte Wasa.

Seit dem Erlöschen der Wasas war Polen zwar rechtlich ein Wahlreich, faktisch aber ein Erbreich gewesen. Denn schließlich wurde doch immer der Nächstberechtigte gewählt; auf diese Weise waren ja die Wasas auf den Thron gelangt. Nach deren Aussterben wurde Polen auch faktisch ein Wahlreich. Damit war alle Möglichkeit einer monarchischen Reform für immer abgeschnitten. Allüberall fast vollzog sich um jene Zeit in Europa ein Übergang vom altständischen Staat zum Absolutismus. In den anderen größeren Staaten des Kontinents räumte die Krone mit der bisherigen Mitherrschaft des Landtages auf. Sie schuf ein geordnetes Steuer- und Heereswesen, ein leistungsfähiges Beamtentum, mit dessen Hilfe sie die Zustände konsolidierte, Recht und Sicherheit aufrecht erhielt und die Wohlfahrt des Gemeinwesens förderte. Alles drängte in Polen zur Reform, und doch geschah nichts. Nicht etwa eine Neigung zu Umwälzungen, sondern gerade die starre und unverrückbare Stabilität der Verhältnisse hat den Untergang Polens herbeigeführt. Die staatlichen und sozialen Institutionen Polens blieben im Mittelalter stecken, und eben dadurch ist es schließlich unmöglich geworden.

Seit dem Ende der Dynastie Wasa ist die polnische Geschichte nichts mehr als die Geschichte eines langsamen Todeskampfes. Eine Konföderation löste die andere unter blutigen Bürgerkriegen ab. Die Reichstage wurden zumeist durch das *liberum veto* gesprengt. Die Könige waren bloße Schattenkönige, so Michael Wisniowiecki (1669—1673) und der in Europa so berühmte Johann Sobieski (1674—1696), der „Türkenhammer“, der Retter der Christenheit. Sie waren durch französischen Einfluß gewählt worden. Seit den Zeiten Mazarins war Polen, was seine internationale Stellung anbelangt, lediglich eine der Figuren, deren sich Frankreich auf dem Schachbrette der europäischen Politik bediente, um Österreich im Schach zu halten. Dagegen bedeutete es einen Triumph Österreichs, daß es 1697 im Verein mit Rußland die Wahl des bisherigen Kurfürsten von Sachsen, Augusts II. (1697—1733)



König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise in Ernt 1803.
Gemeinde von Königsberg, 1803.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

durchsetzte. Um eine Krone von so zweifelhaftem Werte zu gewinnen, entschloß sich der Wettiner zum Übertritt zum Katholizismus. Als er den Schweden, die Livland an sich gerissen hatten, dieses Land streitig machen wollte, eroberte Karl XII. Polen und setzte an Augusts Stelle (1705) den Stanislaus Leszczyński zum König ein. Da die Schweden schließlich den Russen unterlegen waren, kehrte zwar August II. zurück; aber Polen ward jetzt faktisch ein russischer Vasallenstaat; selbst die innere Ordnung konnte nur durch russische Intervention noch einigermaßen aufrecht erhalten werden. Sowohl August II. wie auch sein Sohn August III. (1735—1765) waren Könige von Rußlands Gnaden, nicht minder Stanislaus August Poniatowski, ein persönlicher Günstling der Zarin Katharina.

Unter seiner Scheinherrschaft vollzog sich denn auch das unvermeidliche Schicksal Polens. Auf die Klagen der griechisch-orthodoxen Untertanen über die Vergewaltigung, der sie ausgelegt waren, erzwang Katharina 1767 die Gleichstellung der Dissidenten in Polen. Da stammte im polnischen Adel der Zorn gegen die Fremdherrschaft empor, und zum Schutze der katholischen Religion und der alten Verfassung bildete sich 1768 die Konföderation von Bar; sie wurde von den Russen unter entsetzlichen Greuelthaten niedergeschlagen.

Polen war jetzt direkt in der Gewalt Rußlands, und das erregte die Bedenken der benachbarten Großmächte, Österreichs und Preußens. Sie konnten einen so gewaltigen Machtzuwachs Rußlands nicht dulden. Die Frage war jetzt gar nicht mehr die: War Polen in der Lage, seine Unabhängigkeit und selbst seine äußere staatliche Existenz zu behaupten, sondern: Sollte es ganz und gar die Beute Rußlands werden? So weit wollten es Österreich und Preußen nicht kommen lassen; sie knüpften Verhandlungen mit Rußland an, und in deren Verlaufe tauchte das alte Teilungsprojekt wieder auf; es schien dem Interesse aller Mächte in gleichem Maße zu entsprechen. Im Jahre 1772 fand die erste Teilung Polens statt, durch die es ungefähr um ein Viertel seines bisherigen Bestandes, etwa 14 000 Quadratmeilen, verkleinert wurde.

Erst jetzt, freilich viel zu spät, erwachte in Polen die Einsicht, daß nur eine gründliche Reformarbeit im Innern noch Rettung vor dem Schlimmsten bringen könnte. Der sogenannte vierjährige Reichstag (1788—92) unterzog sich dieser Aufgabe. Er schuf eine neue Verfassung, in der auch das bürgerliche Element eine wenigleich mehr als bescheidene Vertretung fand, die Erbmonarchie eingeführt, das liberum veto abgeschafft und Religionsfreiheit gewährt wurde; ein stehendes Heer von 100 000 Mann sollte unterhalten werden. Aber eben diese Maßregeln konnten die Teilungsmächte nur anspornen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Rußland machte den Anfang und einigte sich 1793 mit Preußen zur zweiten Teilung Polens; dieses verlor etwa die Hälfte des Gebietes, das ihm 1772 belassen worden war, so daß ihm jetzt nur noch ungefähr 4000 Quadratmeilen übrigblieben. So große Schmach wollte man nicht ohne allen Widerstand über sich ergehen lassen. Es brach ein verzweifelter Aufstand unter der Führung von Kosciuszko aus; an seiner Niederwerfung nahm auch Österreich teil, um nicht Rußland und Preußen allein die Beute zu überlassen. Das Ende war die dritte Teilung von 1795: Preußisch-Polen umfaßte jetzt das heutige Posen und Westpreußen und reichte noch bis Bjalistok, Białystok, Warschau, Kalisch, Sieradz und Czestochau; ein gutes Drittel der preußischen Monarchie bestand somit aus slawischen Gebieten. Österreich hatte Galizien erhalten; der Löwenanteil, alles übrige, war an Rußland gefallen.

Damit war zwar die Geschichte Polens an ihrem Ende angelangt, nicht aber die polnische Geschichte. Die polnische Frage erfüllt die osteuropäische Geschichte bis auf den heutigen Tag; war schon die Teilung Polens dem Bedürfnisse zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes entsprungen, so bildete die polnische Frage auch im 19. Jahrhundert einen wichtigen Faktor in dieser Hinsicht. Und mochte auch Kosciuszko in der Schlacht von Maciejowice (1794), vom Pferde stürzend,

das Wort „Finis Poloniae“ gerufen haben, seine Landsleute gaben Polen noch nicht verloren. Sie setzten ihre Hoffnungen vornehmlich auf Frankreich, dem es freilich nie eingefallen ist, für sie auch nur einen Finger zu rühren.

Alle Versuche zur Wiederherstellung Polens sind allerdings bisher mißglückt. Dem Napoleonischen „Herzogtum Warschau“, dieser Karikatur eines staatlichen Gebildes, war nur eine ephemere Existenz beschieden, nicht minder dem „Königreich Polen“ Alexanders I. Unter dem Einflusse des ehrgeizigen Fürsten Adam Czartoryski trug sich der Zar auf dem Wiener Kongresse mit dem Plane einer Wiederherstellung Polens im ganzen Umfange von 1772: mit einer konstitutionellen Verfassung und einer besonderen Armee ausgestattet, sollte es mit Rußland durch bloße Personalunion verbunden sein. Von den Ideen des Liberalismus durchdrungen, hielt der Zar das russische Volk doch noch nicht reif für den Konstitutionalismus; er dachte dem konstitutionellen Polen die Aufgabe zu, durch sein Vorbild die Russen zur Freiheit zu erziehen. Seine Absichten stießen auf Widerstand sowohl bei den auswärtigen Mächten, als auch bei den Russen selber. Diese wollten von einer Auslieferung der litauisch-weißrussischen Provinzen an ein relativ selbständiges Polen nichts hören. Preußen wollte Posen und Westpreußen nicht entbehren; von Österreich konnte der Zar nicht mehr wie die Loslösung Krakaus als selbstständigen Freistaates erreichen. 1815 nahm Alexander den Titel eines „Königs von Polen“ an; bald darauf erteilte er dem neuen „Königreiche“ eine Konstitution, die unter einiger liberaler Verdrängung eine Wiederherstellung der Adels Herrschaft, der Schlachta, bedeutete. Das Experiment des Zaren erwies sich bald als gänzlich verfehlt; 1832 wurde die Personalunion und die Verfassung für Polen förmlich wieder aufgehoben.

Mißlang also schon der Versuch, ein polnisches Staatswesen von bedingter und relativer Selbständigkeit zu schaffen, so mißglückten erst recht die Unternehmungen zur Wiederherstellung der vollen nationalen Unabhängigkeit. Gewiß erfreuten sich die Polen ursprünglich bei ihren Aufständen der allgemeinen Sympathie in Europa. Wenn sich in Italien und in Deutschland die Tendenz zur Herstellung eines unabhängigen und einheitlichen Nationalstaates entwickelte, so schien es ungerecht, den Polen das Gleiche zu verwehren. Dazu kam, daß sich bei den Polen eine starke demokratische Partei bildete, die mit den liberalen und demokratischen Elementen in ganz Europa intime Fühlung hatte. Die heroische Tapferkeit, die die Polen im einzelnen Falle zeigten, die gewalttätige und brutale Behandlung, die ihnen von russischer Seite zuteil wurde, verklärten das ganze Polentum mit dem Schimmer des Martyriums, mit einem romantischen Nimbus. Darüber vergaß man, daß die Polen selbst durch ihren Mangel an staatlichem Sinne, durch ihre politische Unfähigkeit die Totengräber ihrer nationalen Selbständigkeit geworden waren. Die Demokraten übersehen, daß das Ziel der polnischen Bewegung nicht der Umsturz der Throne, sondern gerade die Aufrichtung eines Thrones war, wobei der Mißstand eben nur der war, daß für diese Pläne jede dynastisch legitime Tradition als Stützpunkt fehlte. Und die Liberalen verkannten, daß die Wiederherstellung Polens, wie sie tatsächlich angestrebt wurde, den liberalen Ideen sehr wenig entsprochen haben würde: das polnische Ideal lag in der Vergangenheit, das der Liberalen in der Zukunft. Was nützen schließlich auch alle Sympathien? Alle Insurrektionen, die von 1830, 1846, 1848 und 1863, sind am festen Felsen der Macht der drei Teilungsstaaten abgeprallt; ihr Erfolg bestand lediglich darin, die innere Schwäche der polnischen Bewegung zu offenbaren: die Händel zwischen den Parteien der Aristokraten und der Demokraten, die Unfähigkeit, Eifersucht und Unverträglichkeit der Führer, d. h. das Unvermögen, sich wirklich der nationalen Idee mit Aufopferung des eigenen Selbst zu unterwerfen, die Kluft zwischen Adel und Bauernstand. Die Aufstände wurden keineswegs von den Bauern immer so unterstützt, wie die Anführer das gehofft hatten. In Galizien erhob sich 1846

zwar auch die Bauern, aber nicht gegen die österreichische Regierung, wider die sie aufgestachelt wurden, sondern gegen den polnischen Adel, unter dessen Druck sie so lange und so schwer gelitten hatten. Und in eben diesen Wirren verschwand der letzte kümmerliche Rest polnischer Unabhängigkeit, der Freistaat Krakau.

Ist in dem heutigen Europa noch Raum für ein Königreich Polen? Gerade die Aufstände des 19. Jahrhunderts haben gezeigt, daß das, was mangelnder Sinn für staatliches Leben und staatliche Ordnung dereinst verschuldet haben, gelegentliches Aufblähen des Patriotismus jetzt nicht mehr zu sühnen vermag, zumal da es auch den Insurrektionen immer noch an Kraft und Einheit der Organisation und Leitung fehlte. Leisteten schon die Bauern dem Adel nicht die erwünschte Gefolgschaft, so dürfte von dessen Zielen jetzt die sozialrevolutionär gesinnte Industriearbeiterschaft, die inzwischen in Rußisch-Polen emporgewachsen ist, noch viel weniger willig wollen. Die weitaus größte Schwierigkeit aber würde immer die Frage der räumlichen Begrenzung bieten, an der ja schon das „Polnische Königreich“ Alexanders I. gescheitert ist. Ein verkleinertes Polen wollen die Polen selber nicht, und sie würden sich auch nie dabei beruhigen; eine Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1772 aber ist ein Unding — wenigstens so lange, als nicht alle drei Teilmächte sämtlich zusammengebrochen sind.

Eine Veröhnung zwischen Rußen und Polen ist unmöglich. Selbst die Idee des Panlawismus vermag den Gegensatz zwischen beiden nicht auszulöschen und hat auch trotz aller Bemühungen, an denen es zumal in den fünfziger Jahren durch die Wirksamkeit des Marquis von Wielopolski nicht gefehlt hat, nie bei den Polen feste Wurzeln schlagen können. Denn nimmermehr werden die Polen darauf verzichten wollen, die dereinst zu ihrem Reiche gehörigen litauischen, weißrussischen und kleinrussischen Gebiete wiederzuerlangen. Nun sind wohl hier zwar stellenweise gewisse Bevölkerungsschichten, zumal der Adel, polnisch oder im Laufe der Zeit polonisiert. Aber im ganzen macht doch das Polentum hier nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung aus; dazu kommt der Unterschied des Bekenntnisses, indem hier die Elemente nichtpolnischer Herkunft zum guten Teile der griechischen Kirche angehören.

Wie sich auch immer das Schicksal Rußlands in der Zukunft gestalten, welche Regierungsform hier immer siegen möge, nimmermehr wird es sich in diesem Punkte mit einem Polen der Zukunft einigen können; es wird überhaupt kein selbstständiges Polen entstehen lassen dürfen; denn das wäre gleichbedeutend mit seiner eigenen Ausschließung aus dem Kongerte der großen Mächte Europas. Und was Österreich anbelangt, so gibt ja der Aufstand von 1846 recht deutliche Lehren; ist doch die ostgalizische Bevölkerung bei weitem überwiegend ruthenischer Nationalität, und diese ringt gerade nach Emanzipation von dem Drucke des Polentums.

Um zum Schlusse auf die ehemals polnischen Landesteile Preußens zu kommen, so ist hier in den letzten Jahren ein unleugbarer Aufschwung des Polentums in wirtschaftlicher Hinsicht und auf dem Gebiete der allgemeinen Kultur zu verzeichnen. Es hat sich hier ein blühender Mittelstand gebildet, und dieser hat sich durchaus in den Dienst der großpolnischen Idee gestellt. Die Agitation hat sogar die verwandte Bevölkerung Oberschlesiens in ihre Kreise gezogen, wiewohl doch Schlesien nur vorübergehend zu Polen gehört hat und seit 1163 davon politisch getrennt ist. Doch ist nicht zu verkennen, daß die Bedingungen für das Emporkommen des neuen polnischen Mittelstandes erst durch die preussische Herrschaft geschaffen worden sind; sie sind die Frucht der langjährigen Kulturarbeit der deutschen Verwaltung, die sich seit der Eroberung dieser Länder ihre Hebung und Förderung zum Ziele gesetzt und unablässig verfolgt hat. Und niemals wird Preußen diese Provinzen wieder herausgeben, die es aus dem Sumpfe polnischer Stagnation und unfählichen Elends herausgezogen, die es blühend und wohlhabend gemacht hat; ist doch die eine von ihnen wenigstens zur kleineren Hälfte, die andere in noch viel höherem Grade mit deutschen Einwohnern angefüllt; auch nur der Gedanke daran wäre absurd. Was aber wäre ein Polen, dem die Wiege seines dereinstigen Staatswesens, der Kern des alten Großpolens, sowie der Unterlauf der Weichsel und damit die natürliche Verbindung mit der See fehlt! Die deutsche Arbeit wird diese Länder immer mehr für das Deutschtum zu gewinnen, innerlich mit der deutschen Heimat zu verschmelzen trachten; das deutsche Schwert wird die Grenzwehr in der deutschen Ostmark halten.

Schaffensfreude.

Was wirst du tun, was wirst du beginnen
In der Welt, die um dich lärmt und lacht,
Wenn dir weltabgeschlossen, innen
Im tiefsten Herzen ein Lied erwacht?

Nicht beifallheischend, nicht eitel prahlend
Wirst du dich zeigen — nur glückesfart
Wie eine junge Mutter, die strahlend
In weißer Wiege ihr Kindelein hat.

Margarete Muensterberg.

Waldverderber.

Plauderei von Frig Skowronnek.

Rein Volk steht in so innigem Verhältnis zum Walde wie das deutsche. Wir lieben ihn, wenn er verträumt in der Sonnenglut dasteht, wir bewundern ihn, wenn seine Wipfel vom Winde geschaukelt rauschen, wir erfreuen uns an der majestätischen Schönheit des im Schnee begrabenen Bergwaldes. Und tausend Lieder singen wir ihm zum Preise.

Nicht erst dem gesteigerten Naturempfinden unserer Tage verdanken wir dieses herzliche Gefühl für den Wald. Nein, es ist uns von den Urähen überkommen, die im Rauschen heiliger Haine die Stimme der Gottheit vernahmen und mit scheuer Ehrfurcht die altersgrauen Riesen des Waldes betrachteten, dessen hehre Stille noch kein Artschlag entweiht hatte.

Und unsere Liebe ist uneigennützig; sie bewundert und liebt und fragt nicht nach dem Nutzen, den der Volkswirt sorgsam rechnend abwägt. Will man aber der Bedeutung des Waldes gerecht werden, dann muß nicht nur das Naturempfinden, sondern auch der kühl berechnende Verstand mitsprechen. Und er gibt uns recht. Er lehrt uns, daß unsere Wälder, mögen sie Laub oder Nadeln tragen, unermeßliche Schätze bergen, deren Wert mit jedem Jahrzehnt, mit jedem Fortschritt unseres wirtschaftlichen Lebens anwächst.

Deutschland ist kein waldarmes Land. Nach vielen Millionen beziffert sich der Wert, den wir aus Brennholz, Nutz- und Bauholz ziehen. Aber bereits jetzt reicht unser Bestand

nicht hin, den Bedarf des Landes zu decken. Um so mehr müssen wir darauf bedacht sein, unseren Schatz zu hegen und wenn möglich zu vermehren. Das traurige Beispiel anderer Länder, die ihren Waldreichtum vergeudeten, sollte uns schrecken. Denn auch mit der Berechnung des Geldwertes ist die Bedeutung des Waldes nicht erschöpft. Hängt doch sogar die Kulturfähigkeit eines Landes von der Bewaldung ab! Sie allein ist imstande, den Flugand zu befestigen, sie schützt an den Meeresküsten das fruchtbare Ackerland vor dem schädlichen Einfluß heftiger Winde.

Am allerwichtigsten ist die Bewaldung der Berge. Wo menschlicher Unverstand, von kurzfristigem Eigennutz verleitet, die Berge entblößt hat, da versiegen die Quellen. Den Boden ausdörrende Trockenheit wechselt mit gefahrbringenden Wasserstürzen, die mit unheimlicher Kraft und Schnelligkeit des Menschen Wohnung und Wirtschaft zerstören. Es fehlt eben der Wald, der das vom Himmel fallende Wasser aufspeichert und tropfenweise den Kinnjalen zuteilt. Wie groß der klimatische Einfluß des Waldes ist, läßt sich schwer feststellen, aber seine lokale Bedeutung ist erwiesen. Beispiele dafür gibt es auch bei uns. Das traurigste ist wohl das der Neuhagen am Frischen und am Kurischen Haff. Dort vernichtete der Flugand nach dem Niederschlagen des Waldes ganze Dörfer. Mit unendlicher Mühe und gewaltigen Kosten werden jetzt die öden Sandflächen aufgeforschet. Ähnliche Folgen hat die Entwaldung im Westerwald, im Flachland von Hannover, am Niederrhein, in Schleswig-Holstein und in Westpreußen gezeitigt.

Die Erkenntnis dieser Bedeutung des Waldes ist noch nicht alt. Aber sie hat bereits zu energischen Maßregeln geführt, die sich nicht nur auf die Erhaltung unserer Waldbestände beschränken, sondern darüber hinaus durch Aufforstung von Ödlandereien neue Waldgebiete schaffen. Dagegen ist die Sorge um drohenden Holz-mangel schon einige Jahrhunderte alt. Bereits im 16. Jahrhundert veranlaßte sie staatliche Verbote des Abholzens ohne nachfolgende Aufforstung. Und auch jetzt noch nimmt der Staat das Recht in Anspruch, die Forstwirtschaft der Waldbesitzer zu überwachen. Er geht dabei von der richtigen Ansicht aus, daß dem zeitigen Besitzer nur die Nutznießung zuteilt, während der Wald als ewiges Kapital den Nachkommen erhalten bleiben muß.

Die Zeit ist noch nicht lange verschwunden, in der man den Wald nur als Jagdgebiet einschätzte. Erst als man seine volkswirtschaftliche Bedeutung erkannte, entstand die Wissenschaft, die empirisch die Grundsätze der Forstwirtschaft sammelte und theoretisch ausgestaltete. Sie ist manche Irwege gewandelt und wohl auch heute noch nicht über alle Irrtümer hinaus. So gelingt es ihr z. B. noch immer nicht, bei der Verjüngung des Waldes die Gefahren zu vermeiden, die durch Kahlschlag großer Flächen hervorgerufen werden. Es ist durchaus nicht so leicht, wie man vielleicht annehmen könnte, Hunderttausende junger Baumpflanzen zu freudigem gleichmäßigem Wachstum zu bringen und sie vor den vielen Feinden zu schützen.

Denn der Wald hat auch Feinde, böse Feinde, deren der Mensch nicht immer Herr zu werden vermag. Völlig machtlos ist er gegenüber den schädlichen Einflüssen der Witterung und Naturereignissen, die mit elementarer Kraft hereinbrechen. Sie vernichten manchmal in wenigen Stunden alte prächtige Bestände. So fallen alljährlich viele Tausende von Bäumen den Stürmen zum Opfer. Sie hätten noch Jahrzehnte wachsen können, bis die Reife an sie kam, gefällt zu werden. Nun liegen sie da, entwurzelt oder gar in der Mitte geknickt und gebrochen. Am meisten gefährdet ist die Fichte, vom Volksmund fast überall Tanne genannt. Sie treibt keine Pfahlwurzel wie die Kiefer, die mehr als metertief senkrecht in den Boden eindringt, sondern streckt ihre Wurzeln wagrecht in der Humusschicht aus. Dabei ist sie von unten bis oben mit Ästen bedeckt, die zahllose Nadeln tragen und dem Druck des Windes eine breite Angriffsfläche bieten.

Auch Schnee und Frost sind zwei mächtige Waldverderber. Wohl ist es ein prächtiger Anblick, wenn der dunkelgrüne

Nadelwald schneeüberweht mit dicken weißen Linien umsäumt ist; aber mit Sorge sieht der Forstwart die großen Schneeflocken bei Windstille dicht herniederfallen. Er weiß, daß sie sich zu einer Last anhäufen, unter der viele Bäume zusammenbrechen müssen. Hierdurch ist in erster Reihe die Kiefer gefährdet. Sie wird, um einen schnellen und schlanken Wuchs zu erzielen, in dichten Beständen gepflanzt, in denen der einzelne Baum sich nur behauptet, wenn er sich im Wachstum nicht von seinen Brüdern überflügeln läßt. So schießen denn die Kiefern rank und schlank in die Höhe, und der Verband gibt ihnen Schutz. Nur gegen den Schnee nicht. Auf der kleinen Krone häuft sich ein Klumpen auf, unter dessen Druck der Stamm sich zu biegen beginnt. Nun ist sein Schicksal besiegelt. Immer tiefer neigt sich der Wipfel unter der Last, bis der Stamm mittendurch bricht.

Wie Schüsse einer Treibjagd knallt's bei solchem stillen Schneefall in den Schonungen, und jeder Knall ist der Todessehre eines jungen Baumes. Aber auch die älteren leiden darunter; sie verlieren starke Äste, und in die Wunde dringt der Frost bis zum Mark. Im Gebirge kommt noch die Lawinengefahr hinzu. Donnernd saust eine Schneemasse von vielen tausend Zentnern bergabwärts, alles mit sich fortweisend, was auf ihrem Wege steht.

Das unheimlichste Naturereignis, das dem Walde Vernichtung droht, ist der Brand. Im Sommer, wenn in der Dike Gras und Kraut verdort ist, wird der Funke, der aus dem Schornstein der Lokomotive fliegt, das achlos fortgeworfene Streichholz, mit dem sich ein Wanderer die Pfeife angezündet hat, zum verheerenden Brande, der vom Winde angefacht mit unheimlicher Schnelligkeit große Bestände vernichtet. Nach vielen tausend Hektar bemißt sich z. B. die Fläche, die in dem heißen, regenarmen Sommer des Jahres 1904 von Feuer vernichtet wurde.

In vielen Fällen gelingt es, ein Bodenfeuer, das im hohen Bestande ausbricht, durch Ausschlagen mit grünen Ästen oder durch Aufschütten von Sand zu bewältigen. Die alten Stämme, deren dicke Rinde etwas ankohlt, überleben die Gefahr ohne ernstliche Schädigung. Aber wenn das Feuer zu spät bemerkt wird oder starker Wind seinen Fuß besüßelt, dann sprühen die Funken auf und fliegen davon, das Feuer überholt sich selbst. Nun springt es gierig an eine haushohe Kieferschonung heran. Dort ist der Boden mit trockenen Ästen bedeckt, neben jedem grünen Baum stehen zwei, drei abgestorbene, die wie Kienfackeln auflodern. Bis über die Wipfel schlägt die Lohe empor . . .

Vergeblich sucht der Mensch in solchen Fällen dem Walde Hilfe zu bringen. Dem entfesselten Element ist er nicht gewachsen. So wurde im Sommer 1904 in Schlesien ein Revier, das in der Windrichtung eine Ausdehnung von vierzehn Kilometern hatte, innerhalb weniger Stunden völlig vernichtet. Tausende von Menschen kämpften vergeblich mit dem Feuer, das so schnell mit dem Winde lief, daß es nicht gelang, einen Streifen abzuholzen. Auch das letzte Mittel, ein Gegenfeuer, versagte, denn es entzog sich der Macht des Menschen und zog mit Sturmesbrausen davon.

Nicht ganz so gefährlich ist das Feuer, das sich in torfigen Moorboden einfrisht. Es läßt sich meistens durch genügend tiefe und breite Gräben zum Stillstand bringen. Aber es ist hartnäckig; Tage, ja Wochen schwelt es im Boden, und jeder heftige Wind schürt es zu heller Flamme, die neue Gefahr droht. Jammerbar ist das Schicksal der Bäume, die auf solchem Boden stehen! Das Feuer frißt ihnen die Wurzeln ab, bis die Stämme kreuz und quer übereinander stürzen, und nun selbst anfangen zu brennen. Schaurig schön ist solch Waldbrand, namentlich nachts, aber traurig, unendlich traurig! Was redliche Mühe mit Sorgfalt erzog und Jahrzehnte behütete, wird in wenigen Stunden vernichtet. Und es ist so traurig, einen stolzen Waldbriesen in Feuersglut sterben zu sehen!

Manche Menschen haben kein Mitleid mit der Pflanze. Sonst könnten sie nicht aus kurzfristigem Eigennutz ganze Be-

stände zu einem langsamen Hungertode verdammten. Und das geschieht in vielen Gegenden, am meisten wohl in der Mark Brandenburg mit den Kiefernwäldern in Privat- oder Gemeindebesitz. Eigentlich kann man die Ansammlung von Bäumen, die wie eine Herde verkrüppelter, verhungertes Bettler aussieht, nicht Wald nennen. Bäuertlicher Eigennutz hat sie auf dem Gewissen. Um ein wenig Streu zu gewinnen, wird jahraus, jahrein jede Nadel weggekratz, die auf den Boden fällt. Sie sollte jedoch vermodern und im Kreislauf der Entwicklung dem Baum, an dem sie gewachsen, neue Nahrung zuführen. Und die Bäume sind ja so genügsam in den Anforderungen an den Boden. Sie ziehen die Hauptmasse ihrer Nahrung aus der Luft. Aber etwas wollen sie doch von Mutter Erde empfangen. Hier erhalten sie nichts. Der kahle Boden saugt keine Feuchtigkeit ein, der Sand, dem die Humusschicht abgekratz wird, ist tot. Es wäre dringend zu wünschen, daß diesen Feinden des Waldes das Handwerk gelegt würde!

Eine ganze Reihe von Waldverderbern stellt das niedere Tierreich. Da finden sich Käfer und Schmetterlinge, die in allen Stadien der Entwicklung den Baum als ihren Nährvater betrachten. So lange der Mensch sich um den Wald nicht kümmerte, sondern frei wachsen ließ, was wachsen wollte, hatte jeder Baum die Kraft, ein Heer von Schmarogern zu ernähren. Was diese Kraft nicht besaß, ging eben zugrunde. Doch waren es immer nur einzelne Bäume. Seitdem aber der Mensch seine Hand auf den Wald gelegt hat, um ihn zu „pflegen“, will er die natürliche Auslese nicht mehr dulden; nach seinem Willen soll der Wald wachsen. So hat er denn an vielen Stellen die gemischten Bestände, in denen Eiche, Buche, Birke neben Fichte, Kiefer und Lärche stand, ausgerodet und durch reine Bestände ersetzt.

Und was war die Folge? Mit der Anhäufung einer Baumart auf engem Raum wurde eine abnorme Vermehrung der Schädlinge begünstigt. Aus dem Nährvater, der stolz von seinem Überfluß abgeben konnte, wurde ein Hungerleider, den seine Gäste zu Tode fraßen. Die Forstwirtschaft war sehr einseitig geworden. Sie wurde vom Staat als melkende Kuh betrachtet, sie sollte in kürzester Frist den größten Ertrag erzielen. Unter diesem Druck kam die unheilvolle Entwicklung, die den Laubwald zurückdrängte, um die Kiefer an seine Stelle zu setzen. Erst einige gewaltige Katastrophen haben die Forstwirtschaft darüber belehrt, daß die Natur sich nicht immer nach dem Willen des Menschen modeln läßt. Seitdem erzieht man wieder gemischte Bestände.

Die gefährlichsten Waldverderber sind der große Kiefernspinner (*Gastropacha pini* L.) und die Nonne (*Liparis monacha* L.). Es sind Schmetterlinge aus der Familie der Spinner, die im Juli und August je 150 bis 200 Eier an dem Stamm und den Ästen der Kiefer und Fichte ablegen. Nach wenigen Wochen erscheinen bereits die jungen Raupen und fallen sofort über die Nadeln her, die sie ganz oder, wie die Nonne, nur teilweise verzehren. Kurz vor Eintritt des Frostes beziehen sie ihr Winterlager unter dem Moos. Doch schon im April des nächsten Jahres erscheinen sie wieder, um ihr Zerstörungswerk fortzusetzen. In wenigen Minuten ist eine Nadel verzehrt. Man hat berechnet, daß die einzelne Raupe in ihrem kurzen Leben etwa 1000 Nadeln auffrisst!

Wenn man nun bedenkt, daß beide Arten plötzlich in Massen erscheinen, die jeder Schätzung spotten, dann wird man es erklärlich finden, daß sie ganze große Bestände in kurzer Zeit völlig kahl fressen und damit vernichten. In hellem Sonnenschein hat man den Eindruck eines Regensalles. Das Geräusch beim Zerbeißen der Nadeln klingt genau so wie das Fallen der Tropfen, und um den Eindruck zu vervollständigen, sieht man überall Stückchen der zerbißenen Nadeln herabfallen. So sind in den fünfziger Jahren Tausende von Hektaren in der Rominter Heide, in den neunziger Jahren in Bayern vernichtet worden.

Nach steht mir aus der Jugendzeit lebhaft der Eindruck in der Erinnerung, den die von der Nonne zerstörte Rominter

Heide machte. Obwohl Hunderte von Sägen an der Arbeit waren, um die eingegangenen Bäume zu verarbeiten, reichten die vorhandenen Kräfte nicht aus, auch nur einen Teil zu beseitigen. Ganze Jagden alter Bäume standen tot da, bis Säule und andere zerstörende Einflüsse sie soweit schwächten, daß ein Windstoß die Stämme entwurzelte oder zerbrach. An den Stumpfen aber wucherten eigenartige, große Schwämme.

Die Bekämpfung der Raupengefahr erfordert viel Mühe und große Kosten. Die fressenden Raupen versucht man mit Kalkstaub zu töten. Die umherschwärmenden Schmetterlinge lockt man durch elektrisches Licht oder Zinkfackeln und fängt sie mit Hilfe eines Luftgebläses. Doch das sind in Wirklichkeit nur Notbehelfe. Etwas wirksamer sind die Leimringe, die um die Stämme in Mannshöhe nach Entfernung der äußeren, rissigen Rinde angebracht werden. Welcher Aufwand von Arbeit dazu gehört, die vielen tausend Stämme eines Neviers mit solchen Ringen zu versehen, kann man sich leicht vorstellen. Doch der Erfolg lohnt die Mühe. Die am Stamm aufkriechenden Raupen bleiben am Leim kleben und sind unschädlich gemacht.

Das Einsammeln der trägt am Stamm sitzenden weiblichen Schmetterlinge soll auch gute Wirkung haben, dagegen ist das Einsammeln der Eier und jungen Käupchen zu verwerfen, weil man damit die heftigsten Feinde der Spinner, die Schlupfweipen, vermindert, die ihre Eier in die Spiegel — Nester — der Nonne ablegen. In gewöhnlichen Zeitläufen sind der übermäßigen Vermehrung dieser Waldverderber durch die Natur selbst Schranken gesetzt. Sie hat ihnen mächtige Feinde geschaffen; außer der Schlupfweipe noch einen Pilz, der im Innern der Raupe wuchert, den Raubkäfer und den Auckuck. Andauernd trockene Sommer hemmen jedoch das Entstehen des Pilzes, sie bedeuten also eine Erhöhung der Raupengefahr.

Die jungen Bäume werden am meisten von den Käuffkäfem und den Engerlingen bedroht. Von den Käuffkäfem gibt es zahllose größere und kleinere Arten, die sowohl Laub- wie Nadelholz angreifen. Die erwachsenen Käfer bringen den jungen Bäumen durch Zerstechen der Rinde und Triebe zahllose Wunden bei, die Larven fressen sich bis zum Splint durch und ziehen lange Gänge durch Holz und Borke. Befallene Bäume müssen rücksichtslos entfernt und durch Verbrennen vernichtet werden. Die wandernden Käfer fängt man in sühtiefen schmalen Gräben mit steilen Wänden, mit denen man die Kulturlächen umzieht. In kurzen Abständen sind in die Sohle der Gräben Löcher gegraben, die sich mit den gefangenen Käuffkäfem anfüllen. Frühmorgens werden sie durch die Frauen der Waldarbeiter nachgesehen; die Schädlinge, die manchmal schiffelweise eingesammelt werden, vernichtet man durch Bebrühen.

Wiel schwerer ist dem Engerling beizukommen, der in den letzten Jahrzehnten überall da massenhaft auftritt, wo durch Kahlschlag große Flächen vom Walde entblößt werden. In dem künstlich gelockerten Boden wandert er die reihenweise stehenden Pflanzen entlang und tötet sie durch Abbeißen der Wurzel. Bis jetzt ist es den Forstwirten nicht gelungen, dieser Schädlinge Herr zu werden. Das Ablefen der Nadeln ist nur ein Notbehelf. Vielleicht wird die Rückkehr zu den gemischten Beständen die Gefahr verringern.

Auch ein Pilz gehört zu den Waldverderbern. Das ist der Halimasch (*Armillaria mellea*), ein hellbräunlicher eßbarer Pilz mit handtellergroßem Hut. Er findet sich sehr häufig an alten Stämmen und auf absterbenden Wurzeln. Sein Myzel dringt nicht nur in totes Holz, sondern auch in lebende Bäume, wo eine durch Windbruch oder sonstige entstandene Wunde ihm Einlaß gewährt, und bringt sie zum Eingehen. In neuerer Zeit will man eine starke Zunahme dieser Schädlinge beobachtet haben. Sie sind nur durch Entfernung der befallenen Stubben und Bäume zu bekämpfen.

Manche Forstwirte rechnen auch das Wild unter die Waldverderber. Und nicht ganz mit Unrecht, denn nicht nur Firsch und Reh, sondern auch Hasz und Kaninchen richten durch

Schalen junger Bäume, durch Zerbeißen der Triebe erheblichen Schaden an, während das so heftig befehdete Schwarzwild, das in den preussischen Staatsforsten grundfänglich abgeschossen wird, durch Aufwühlen des Mooßes und Vertilgung der schädlichen Larven dem Walde direkt Nutzen bringt. Es muß aber dennoch vertilgt werden, weil es aus offenen Forsten auf die Felder austritt und dort Schaden anrichtet, der vom Waldbesitzer zu erzeigen ist. Als Ersatz könnte man das Hauschwein eintreiben, und einsichtige Landwirte machen auch von der bereitwillig erteilten Erlaubnis Gebrauch. In der Mehrzahl jedoch ist dies Haustier zu einem unbehilflichen Fleisch- und Fettklumpen geworden, der durch übermäßige Fütterung in kürzester Zeit zur Schlachtreife getrieben wird.

Das Verlangen einseitiger Forstwirte, dem Wild den Garaus zu machen, wird wohl nie erfüllt werden. Ein Wald ohne

Wild ist nicht gut zu denken. Und der deutsche Wald ist auch reich und stark genug, dem Wild Obdach und Nahrung zu gewähren, wenn Forstwirt und Weidmann ihn dabei unterstützen. Der Forstwirt muß eben seine Schonungen und Pflanzgärten durch dichte Zäune schützen, und der Jäger muß im Winter das Wild so rechtzeitig und reichlich füttern, daß es kein Bedürfnis zum Zerbeißen der Bäume empfindet. Und rechnet der Grünrod, der ja beide Eigenschaften in sich vereinigt, den Schaden gegen den Nutzen auf, dann wird er die scheuen Waldtiere, die dem Jäger so viele Stunden eines königlichen Vergnügens bereiten, die mit ihrem Wildbret unsere Tafel bereichern, nicht unter die Waldverderber rechnen. Nein, Wild und Wald gehören untrennbar zusammen, und traurig wäre das Land, wo der Wald nur aus einer Ansammlung von Bäumen bestände!

Etwas von Verlobungs- und Trauringen.

Von

Irma Schneider-Schönfeld.

Und nemet hin diß vingerlin
 daß ist dir urkunde sin
 der trunnen und der minne. Tristan.
 (Und nemet hin diß vingerlein.
 Es soll auch die urkunde sein
 Der Treue und der Minne.)

In graues Dämmerlicht von Mythe und Sage reicht die Geschichte des Ringes zurück. In den Erzählungen von Salomonis Siegelring, vom Ring des Gogges, von dem der Nibelungen, in Scheherazades bunten Märchennächten — überall der gleiche Glaube an geheimnisvolle Kräfte, deren Walten an einen Ring gebannt ist, an Glück oder Fluch — oder beides zugleich — die das unscheinbare Ding am Finger seinem Träger bedeuten kann.

Und das lieblichste poesievollste Geheimnis müßte — so meinen wir wohl — Ursprung und Bedeutung des Eheringes umgeben, dessen schlichte Kreisform, das uralte Ewigkeitssymbol,

uns wie nichts anderes den Ernst rechter Ehe versinnbildlicht: die Ewigkeit beschworener Liebe und Treue.

Verfolgt man aber die Geschichte des Eherings nach seinem Ursprung hin, so sieht man zunächst alle poetischen Vorstellungen arg gefährdet. Denn ach —: seine Anfänge hängen wahrscheinlich mit nichts anderem zusammen als mit dem ursprünglich bei den meisten Völkern üblichen Frauenkauf, so daß dieser Ring also die letzte auf uns gekommene Erinnerung an die — Geldsumme bedeutet, die der glückliche Bräutigam dem nicht minder glücklichen Vater für die junge Frau bezahlte. Bedenkt man freilich, daß die Verquickung der Ehe mit — Finanzoperationen

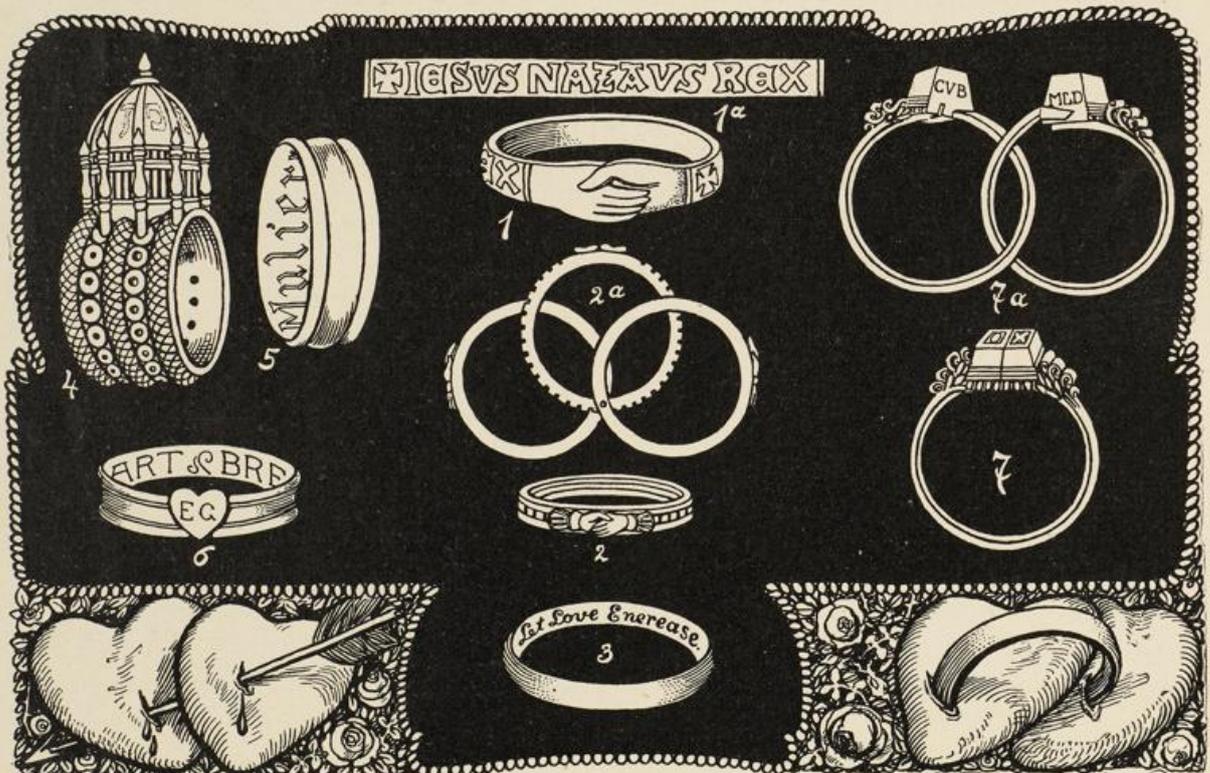


Abb. 1 und 1a. Alter Trauring mit religiöser Inschrift. 2 und 2a. Dreifacher Trauring mit Herzen und Händen. 3. Trauring mit Inschrift. 4. Altjüdischer Trauring. 5. Trauring mit Inschrift aus dem 15. Jahrhundert. 6. Herzring mit Inschrift. 7 und 7a. Lutherering des Braunschweiger Museums.

ja auch in kulturell angeblich höher stehenden Zeiten nicht gerade ungewöhnlich ist, so scheint einem fast die Stellung der Frau in jenen fernen strengen Zeiten würdiger, in denen sie doch wenigstens — der begehrte Teil war.

Als der Frauenkauf auch in seiner symbolischen Form den Völkern nicht mehr bekannt und bewußt war, ergab sich rasch jene poetische Umdeutung der Sitte, die uns heute geläufig ist. Auch sie trägt längst die ehrwürdige Patina zweier Jahrtausende an sich, und in römischen Mädchenträumen spielte der „Ring an ihrem Finger“ keine andere, keine mindere Rolle als bei unseres Chamisso bräutlichem Mädchen.

Ursprünglich ist dieser Annulus pronubus (Verlobungsring) der Römer ein eiserner Reifen gewesen. Später bei steigendem Luxus wurden am Hochzeitstage kostbare Ringe geschenkt, und auch der Verlobungsring suchte neben seinem hohen symbolischen Wert — das Verlöbniß, nicht wie bei uns die Hochzeit war der eigentlich bindende Akt — einen Geschenkwert darzustellen. Den bekam er durch geschnittene Steine oder edle Goldschmiedearbeit — und er brauchte ihn wohl, um unter den anderen Ringen nicht völlig zu verschwinden, die die schlanken Hände der eleganten Römerin überluden: sechzehn Ringe allermindestens — zwei für jeden Finger, der Mittelfinger blieb frei — gehörten zur Toilette, und zwar für jede Jahreszeit andere!

Oft wiesen aber auch besondere Merkmale auf die innerliche Bedeutung dieses Ringes hin. Vereingte Namen und Initialen, symbolische Darstellungen, zarte Inschriften sollten mahnen und grüßen: „Amo te — ama me“ (Ich liebe dich — liebe du mich) lautet eine solche Inschrift, und durch eine andere wird der Ring als „pignus amoris“, Liebespfand, bezeichnet. Die verschlungenen Hände, die als anmutigstes Symbol den Brautring des Mittelalters zieren, kommen ebenfalls bereits auf antiken Ringen vor.

Die Germanen haben die Ringsitte möglicherweise von den Römern übernommen und wohl mit heimlichen Gebräuchen verschmolzen. Sicher ist, daß ursprünglich kein Ringwechsel stattfand, sondern nur die Braut einen Ring bekam. In dem Epos „Ruodlieb“ — um 1030 — wird dieser Ring noch auf dem Schwertgriff überreicht, ein Symbol für die Herrergewalt des Mannes, unter die sich das junge Weib begab. Später ward dann die gegenseitige Ringgabe als Zeichen des eingegangenen Verlöbnißes allgemein.

Eine der lieblichsten Szenen im Gudrunliede schildert, wie Gudrun und Herwig — ihr Verlobter und Befreier — einander an den Ringen erkennen, die sie in glücklicheren Tagen getauscht:

„Sie sah auf seine Hände, er trug ein Ringelein,
Das hielt gefaßt in Golde von Abaki den Stein.
Der schönste, den ihr Auge auf Erden je gefaßt,
Einst trug ihn die schöne Frau Gudrun an ihrer eignen Hand.
Sie lächelte vor Freunden, dann sprach das Mägdelein:
Dies Gold ist wohl bekannt mir! Vor Zeiten war es mein.
Nun sollt Ihr das auch sehen, das mir mein Friedel sandte
Als ich viel armes Mägdelein mit Freude war in meines Vaters Lande.“

Die christlichen Kirchen übernahmen die Sitte des „Mahlrings“ (Vermählungsring) in ihr Zeremoniell der Trauung, aber es gibt auch Trauungsvorschriften, in denen die Ringe gar nicht erwähnt werden — unbedingt nötig waren sie also nicht. Ja, die christliche Sekte, die von sich behauptet, das reinste Christentum zu überliefern — die puritanische — verfolgte eine Zeitlang die Trauringe als „heidnischen Unfug“. Aber ob gesegnet oder verflucht — von den ältesten Tagen bis auf die unseren erhielt der Ring immer tiefere, immer bindendere Bedeutung in der Beziehung zwischen Mann und Weib.

Material, Wert, Form der Ringe wechselten in den verschiedenen Zeiten. Gold wurde immer bevorzugt — seiner sprichwörtlichen Reinheit wegen. „Wie der Ring sey von guttem Gold, so solle sein der Mann gar hold“ heißt es in einem alten Gedicht. Aber auch Silber ist nicht selten (Abb. 1, zugleich ein schönes frühes Beispiel eines Traurings mit religiöser Inschrift), daneben vereinzelt Bronze und Eisen. Aus Eisen waren auch die Eheringe, die 1813 die deutschen Frauen gegen ihre goldenen eintauschten, um den Erlös dem Vaterlande zu opfern. Viele dieser Ringe tragen Aschenurnen eingraviert und entsprechende Inschriften: „Eingetauscht zum Wohle des Vaterlandes“, „Gold gab ich für Eisen 1813“ usw. Im modernen Griechenland kommen ein goldener und ein silberner Ring bei der Trauung in Anwendung. Anecdotenhaft wird von den sonderbarsten Materialien berichtet, daß sie zuweilen bei heimlichen oder beschleunigten Trauungen zu den Ringen herhalten mußten, die die fehlenden richtigen Ringe ersetzen sollten. Da gibt es Lederringe, eilig aus dem Handschuh der Braut zurechtgeschritten, beinerne Vorhangringe u. a. m. Auch der Ring des Kirchenschlüssels mußte mitunter als Stellvertreter dienen.

Der Wert der Ringe dürfte zuzeiten recht bedeutend gewesen sein, wenigstens sieht sich die Obrigkeit an verschiedenen Orten veranlaßt, fürsorglich gegen den überhandnehmenden Luxus einzuschreiten. So lautet eine alte Nürnberger Polizeiverordnung:

„... so man aber Praut und Preitigam zu Kirchen fürt, so mag ir ains dem andern ein Mahelring geben, doch das ir yetweders Mahelring mitsampt dem Stain darinnen über zehen Guldin nit kost noch wert sey!“

Anderer Verordnungen richteten sich gegen die Mode, zwei Ringe zu schenken, oder gegen die allzu große Kostbarkeit der Steine. Der glatte steinlose Reifen kommt zwar anscheinend als Trauring in allen Zeiten wenigstens vereinzelt vor, daneben oder statt seiner wurden aber auch (besonders im 15. bis 17. Jahrhundert) Ringe mit Edelsteinen geschenkt, bei deren Wahl die Symbolik eine große Rolle spielte. Diamant und Rubin wurden häufig verwendet. Der Diamant hieß in Italien geradezu pietra della reconciliazione (Versöhnungsstein), weil man ihm die Kraft zuschrieb, den Frieden der Ehe zu erhalten oder wiederherzustellen. Daneben galt er als Sinnbild für Kraft und alle Mannestugenden, während der Rubin Liebesglut und Weibesvorzüge symbolisieren sollte. Beide Steine



Abb. 8. Elisabeth Tucher.
Gemälde von H. Därer.



Abb. 9. Verlobung der heiligen Katharina.
Gemälde von B. G. Murillo.

wurden daher auch besonders gern nebeneinander angebracht, wie z. B. auf dem berühmten Lutherring, den das Braunschweiger Museum bewahrt (Abb. 7 und 7a). Dieser Ring ist jedenfalls ebensowenig wie der zweite bekannte Lutherring (ein sog. Passionsring mit Darstellung der Kreuzigung und der Leidenswerkzeuge) wirklich als Verlobungs- oder Trauring in Anwendung gekommen, sondern vermutlich ein nachträgliches Geschenk von Freunden. In Luthers Besitz war er, und einer Tradition nach soll es der Ring sein, den Katharina von Bora auf dem Cranach'schen Porträt aus ihrer frühesten Ehezeit auf dem Zeigefinger der linken Hand trägt. Der Ring gehört seiner sinnreichen und kunstvollen Konstruktion nach zu der Gruppe der Zwillingssringe, die besonders im 16. Jahrhundert häufig als Eheringe verwendet wurden. Zwei Ringe hängen hier ineinander, jeder ganz und doch erst mit dem andern ein Ganzes bildend, wenn sie ineinandergeschoben werden, so daß die Innenflächen der bedeutungsvollen Steine, die die Initialen tragen, aneinanderliegen. Die ernste schöne Symbolik wird durch die gewöhnliche Inschrift dieser Ringe noch verdeutlicht: „Was Got zusammen sieget, soll kein Mensch scheiden.“

An einem Ring verwandter Art (Abb. 2 und 2a) sind die beiden Hauptringe an einem mittleren dritten befestigt, der mit seinem gezähnten Rand zugleich das hübsche Gürtelornament bildet, das man an dem geschlossenen Ring sieht. Dieser mittlere Keifen trägt vorn zwei Herzen, während an dem oberen und dem unteren Ring je eine Hand dargestellt ist. Schob man die Ringe zusammen, so schlossen sich die Hände fest über den beiden Herzen.

Von zierlicher, fast spielerischer Erfindung sind auch die altjüdischen Trauringe, von denen sich Stücke aus dem 13. bis 18. Jahrhundert erhalten haben. Auch moderne Imitationen sind häufig, da diese Ringe von Sammlern sehr geschätzt werden. Es waren Zeremonialringe, die nur bei der Trauung selbst in Gebrauch waren — ihre Schwere hätte andauerndes Tragen als Eheringe nicht gestattet — und ihre Wichtigkeit und Kostbarkeit entsprach der bedeutungsvollen Rolle, die sie dabei spielten. Während der Ring nämlich bei den Trauungen nach anderen Bekenntnissen mehr oder minder fakultativ ist, genügte nach altem jüdischen Recht unter Umständen das bloße Anstecken eines Rings an den Finger der jüdischen Braut, um die Ehe gültig zu machen. Der Bräutigam hatte dabei nur die bindende Formel zu sprechen: „Mit diesem Ring nehme ich dich zum Weibe nach den Gesetzen Moses und Israels.“

Abbildung 4 zeigt einen solchen Ring. Den Ringschild vertritt meist ein Turm oder die Nachbildung eines ganzen kleinen Hauses (Anspielung auf den Salomonischen Tempel), das oft noch mit einem Schlüsseltchen zu öffnen ist. Die hebräischen

Buchstaben auf den Dachflächen bedeuten einen Glückwunsch. Inschriften aller Art, glückwünschende, moralische, zärtliche, ja humoristische sind auf Verlobungs- und Eheringen überhaupt häufig. „Mulier viro subiecta esto“ („Das Weib sei dem Manne untertan“) lautet die harte Inschrift eines Ringes aus dem 15. Jahrhundert (Abb. 5), streng und schwer wie die Ringform selbst. Williger mögen moderne Frauennöhren sich der sanftesten Bitte zuwenden, die eine sanftere Zeit als Ringdevise gut fand (Abb. 3): „Let Love encrease“ (Lass' deine Liebe wachsen).

Die berühmte Ringsammlung des Kensington-Museums in London weist manche hübsche Inschrift auf. Zum Beispiel: „Dies ist mein Glück“, „Du hast mein Herz“, „Sei getreu bis zum Tod“, „Ich liebe keine als dich alleine“ usw.

Andere Inschriften sind:

„In Liebe zu leben,
Lieb ich zu leben!
Du Liebste mein,
Ach sag nicht nein!“

Oder:

„Mit Seel und Leib, Dein liebend Weib.“

„Liebe und gehorche.“

„Fürchte Gott und liebe mich.“

Die meisten dieser Ringdevisen gehören bereits dem 18. Jahrhundert an. Die Eheringe dieser Zeit sind auch oft daran kenntlich, daß in Ausgestaltung der schon früher beliebten einfachen Herzringe (Abb. 6) jetzt flammende und gekrönte Herzen vorkommen, die schließlich kokett sentimental durch ein Taubenpärchen auf dem Ringschild verdrängt werden. Nach der Revolution, die so viel zärtlichem Gezirre ein Ende gemacht hatte, waren auch diese Täubchen verschwunden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts an bis heute ist der völlig glatte Ehering üblich, der neben dem Namen die Gravierung „1. Kor. 13, 1“ trug. Es ist der Hinweis auf die Stelle „Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“.



Abb. 10. Verlobung der heiligen Katharina.
Gemälde von Correggio.

Nur auf die Breite des Eherings hat die Mode noch einigen Einfluß. Vor einigen Jahren trug man sehr breite, stark gewölbte Ringe, jetzt wieder zierlich schmale.

Diesem modernsten, schlichtesten Typus gehören auch die Trauringe des jungen Kronprinzenpaares an, die Hofjuwelier Werner verfertigt hat. „Cecilie“ steht in dem einen, „Wilhelm“ in dem anderen Ring und in beiden das Datum. Diese beiden Reifen sind aus Gold hergestellt, das gänzlich auf deutschem Boden gewonnen und bereitet ist. Sonst ist das begehrteste Gold für Eheringe (sog. österreichisches Dukaten gold; ein großer Teil österreichischer Dukaten wird gar nicht erst dem Verkehr übergeben, sondern wandert direkt aus der Präge zum Goldschmied.

An welcher Hand und an welchem Finger wird und wurde der Ehering getragen?

Schon ein alter, lateinischer Merkwort wies jedem einzelnen Finger den Ring an:

Miles, Mercator, Stultus, Maritus, Amator, d. h. in der Reihenfolge auf die Finger einer Hand bezogen, daß der Soldat seinen Ring am Daumen, der Kaufmann am Zeigefinger, der Dummkopf am Mittelfinger, der Gatte am Ringfinger und der Liebhaber am kleinen Finger trägt.

Der vierte Finger, den wir ja auch als eigentlichen Ringfinger bezeichnen, besaß aber von altersher die Ehrenstellung als Träger des Eheringes, und daß es der Finger der linken Hand war, geht aus zahlreichen Stellen bei antiken und mittelalterlichen Schriftstellern hervor, die das sogar ausdrücklich damit begründen: zum vierten Finger der linken Hand führe eine Vene oder ein Nerv, der ihn direkt mit dem Herzen, dem edelsten Körperteil, verbinde und ihn so der besonderen Ehrung würdig mache! Aber wenn auch ein Schriftsteller des Mittelalters meint, es sei nur das Vorrecht der Jungfrau Maria gewesen, den Ehering an die rechte Hand gesteckt zu bekommen, und sie nur dürfte so dargestellt werden, so müssen wir doch gerade nach vielen Bildern, abgesehen von schriftlichen Bemerkungen, annehmen, daß der Trauring nicht nur bald an der rechten, bald an der linken Hand getragen wurde, sondern dort so ziemlich jeder Finger zu verschiedenen Zeiten dem Ringfinger sein angestammtes Vorrecht streitig machte.

Im England der jungfräulichen Elisabeth steckten die Damen — der Herr trägt in England von jeher keinen Trauring — den Ehering nach der Trauung an den Daumen. Für den Zeigefinger, der überdies schon den Juden als besonders geweihter Finger galt, gibt es eine große Zahl von Beispielen aus dem 14. bis 17. Jahrhundert. Auch auf Murillos lieblicher „Verlobung der Hl. Katharina“ steckt das Christkind den Ring an den Zeigefinger der Heiligen (Abb. 9), an den Mittelfinger bekommt Maria z. B. auf Raffaels „Sposalizio“ den Ring gesteckt, der Ringfinger wird auf Correggios „Verwählung der Heiligen Katharina“ (Abb. 10) geschmückt, und

für den letzten, den kleinen Finger möchte ich unter vielen Beispielen das der Königin Luise auswählen. Das Hohenzollernmuseum bewahrt neben dem schmalen glatten Ehering der Königin eine Aufzeichnung, die der König an ihrem Todestage machte. Sie enthält das Verzeichnis der fünf schlichten Ringe, die die Königin gewöhnlich trug, und darunter bei Nr. 1 die Bemerkung: „Unser Trauring. An dem kleinen Finger der rechten Hand.“ Das Datum des vergilbten Blättchens lautet: „Am unglücklichsten Tage meines Lebens, Hohenzieritz, den 19. July 1810“.

Es scheint mir, daß man am ehesten den Mittelfinger vermied. Er ist gewöhnlich selbst dann ringfrei, wenn alle anderen Finger Ringe tragen. Man sehe z. B. Abbildung 11, die zugleich zeigt, wie der Handschuh der vornehmen Dame besondere Schlingen hatte, damit die vielen Ringe auch richtig Platz hatten und gesehen werden konnten. Jetzt trägt man den Ehering wohl meist am Ringfinger. Die Hand wechselt in verschiedenen Gegenden.

Wie tief der Glaube an die bindende Kraft des Ringes im Volksbewußtsein steckte, beweisen vielleicht die nicht seltenen Porträte, auf denen die Dargestellten den Ring gleich wie ein Symbol aller Lebenswerte ausdrucksvoll und eindringlich dem Beschauer zeigen (Abb. 8). Dafür sprechen auch die katholischen Legenden, die Geschichten von Rommoneinkleidungen und Priesterweihen, in denen der Ring auch bei der mystischen Ehe mit Christus oder Maria



Abb. 11. Sibylla, Gemahlin des Kurfürsten von Sachsen. Von Lucas Cranach d. Ä.

nicht entbehrt wird, und schließlich der Bischofsring, der an die sinnbildliche Ehe des Bischofs mit der Kirche gemahnen soll. Eine andere symbolische Ehe schloß und erneuerte Jahr um Jahr die stolze Venedig durch ihren Dogen. Am Himmelfahrtstage fuhr er hinaus in die See, warf von prunkvoll geschmückter Barke aus einen Ring hinein und vermählte so die Stadt dem Meere, dem schönsten und — treulossten Gatten.

Sogar das Ringschenken allein, ohne jede begleitende weltliche oder kirchliche Förmlichkeit, sollte schon diese bindende Kraft besitzen. So meint ein Gewährsmann von 1742:

„Und sind einige der Gedanken, daß wenn eine Manns-Person einem Frauenzimmer einen Ring zumahl vom Werte, überschickt und verehret, die Frauens-Person aber solchen nicht allein ohne Widerrede annimmt, sondern auch an den Finger steckt und trägt, solches schon genug sey, hieraus die unter ihnen geschlossene Verlobung oder ein Ehebündniß zu beweisen. Nach dem bekannten Sprich-Worte: Ist die Jungfer beringet, so ist sie genug bedinget.“

Aber nicht nur das Sprichwort, auch das deutsche Volkslied, aus dem ja so wunderbar wiederklingt, was je traumhaft durch die Volkseele glitt, weiß mancherlei vom Ringe zu erzählen. Da zieht der Jüngling der toten Braut den Trauring vom Finger, da ist der Jammer um das zerbrochene

Ringlein und die gebrochene Treu, da blizt aber auch hell-
äugig der Humor durch Abschieds- und Trennungswel:

„Kannst grazen am Redar,
Kannst grazen am Rhein,
Wirf du mir nur immer
Dein Ringlein hinein.“

Und klingender Jubel endlich bricht aus den Liedzeilen:

„Ich hab' einen Ring an meiner Hand,
Den gab' ich nicht um das deutsche Land —
Er kommt von ihren Händen! —“

Mehr aber als aus aller Dichtung scheint mir rechte deutsche Art und Ehe aus einer Ringinschrift zu sprechen, die ich deshalb getrennt von allen anderen erwähne, weil fast alle bläulich sentimental daneben klingen, und weil überdies dieses schlichte Wort mir alles zu umfassen scheint, was der Eherring künden sollte.

Ich meine die Inschrift des Frangipaniringes, dessen Geschichte uns Henry Thode so liebenswürdig erzählt hat, daß sie fast wie Dichtung klingt. Was immer auch Menschen einander sagen können, die ein Ewigkeitsgefühl zueinander führt, diese Worte sind das stolze und demütigte zugleich, das sie einander entgegenzubringen vermögen. Sie lauten: „Mit Willen — Dein Eigen“.

Die Freunde.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von Georg von der Gabelentz.

Der Professor hatte im Eßsaale einen Tisch in einer Fensterede bereitstellen lassen, und durch die Aufmerksamkeit des Wirtes war dieser sogar mit einigen bunten Alpenblumen geschmückt worden. Unweit dieses Platzes war ein kleiner Raum mit zwei spanischen Wänden abgetrennt, hinter denen die für mehrere Tage gemietete Zigeunerkapelle Platz gefunden hatte. Mit Ausnahme einiger alter Damen speisten die meisten Gäste an zwei langen Tafeln, welche die Mitte des großen, hellerleuchteten Saales einnahmen.

Der Raum füllte sich allmählich auf das laute und schrille Zeichen der Hotelglocke mit mehr oder weniger gepuderten Menschen; auch Professor Petersen erschien mit seiner Tochter, bald darauf setzten sich die beiden Freunde zu ihnen. Ellen Petersen trug ein weißes, ihren Körper in schlichten Linien umzeichnendes Kleid, das die jugendliche und elastische Gestalt aufs vortheilhafteste zur Geltung brachte. Ihr weiches in einfachem Knoten aufgewundenes Haar gab eine anmutige, im Lichtschein fast goldige Umrahmung zu dem frischen Antlitz. Den lebendigen Zügen hätte niemand die Ermüdung nach einer Bergfahrt ansehen können. Zwei Edelweißstirne hatte sie mit einer kleinen Goldnadel auf der Brust befestigt.

„Da sind meine beiden Freunde,“ sagte sie lächelnd zu den begrüßenden Herren, auf die seltenen Blumen zeigend.

Kellner brachten eilig hin und her laufend die Speisen, und die Musik setzte ein, nachdem noch einmal leise die Geigen gestimmt worden waren. Sie spielte gut und mit Feuer, meist Tänze, auch einige ungarische Rhapsodien. Da die Gesellschaft des Professors ganz in der Nähe der Musiker saß, kamen die Töne zu ihr, ohne zuviel durch den Lärm der Tafel an Stärke und Reinheit eingebüßt zu haben.

Ganz natürlich brachte es der Klang der Instrumente mit sich, daß die Unterhaltung häufig ins Stocken geriet. Keiner bedauerte dies, ein jeder ließ sich vielmehr gern nach seiner Art von den Tönen in den Bann der erregten Phantasie nehmen und im Fluge davonheben.

Unter dem Einflusse des perlenden Schaumweines und in der stolzen Erinnerung an die gelungene Besteigung, auch im heimlichen Gedanken an die ersehnte Reise nach dem Süden, blickten die blauen Augen Ellens fröhlich auf, und ein glücklicher Zug verschönerte noch deren natürlichen Glanz. Sie gab sich freudig, den Kopf leise im Takte wiegend, ihren Gedanken hin. Beim Klange der sinnlichen und weichen Melodien, die ihr das Blut schneller und heißer durch die Adern trieben, war es ihr, als schwebte sie leicht über die Schönheiten südlicher Landschaft dahin. Über blaue, wie ein wunderbares Metall schimmernde Wogen ward sie getragen, an gelben, sonnenheißen Inseln vorüber, vorüber an nickenden Palmen und dunklen, duffenden Säimen, immer geleitet von heimlicher, halblauter Musik. Wie Schwalben flogen die Töne neben ihr her. Hans Steinhof schien ähnlichen Phantasien nachzuhängen,

während seine Augen oft mit zärtlichen Blicken auf der lieblichen neben ihm sitzenden Mädchengestalt ruhten. Die natürliche Anmut ihrer Bewegungen mit dem erfahrenen, entzückten Blicke des Malers genießend, mit dem Blicke des Malers jede reizvolle Linie ihres Antlitzes, die feingezichneten Schatten der Augenbrauen, die weiche Rundung ihrer Schultern, ihres Nackens und ihres Halses bewundernd, formte er allerlei seltsame Zukunftspläne, Pläne, die von Erfolgen und Freuden sprachen, alles aber wollte er mit Ellen teilen. Beim Klange eines von der Kapelle angeführten Walzers zuckten ihm Hand und Fuß. Wie schön mußte es sein, dies junge Mädchen zu umfassen, sie an sich zu ziehen und mit ihr nach den Klängen der Zigeuner über das spiegelnde Parkett eines von tausend Kerzen erleuchteten Saales zu gleiten, den Duft ihres Haares zu atmen, das Klopfen ihres Herzens zu fühlen!

Anderes zwang das gedehnte, zitternde Singen der Geigen Unterbauer in seinen Bann.

Ihm war's, als spielten die Bogen auf den gespannten Saiten seiner gereizten Nerven, als peitschten sie sie mit jedem Schwung, als schnitten sie mit jedem langgezogenen Strich unbarmherzig in die empfindlichste Stelle seines Herzens. Alle Zweifel und alle Schwermut des Verliebten erwachten in ihm, standen auf, quälten sein Herz, ließen sein grübelndes Hirn schmerzhaft unter ihren Griffen zusammenzucken und würgten ihn, daß es ihm fast unmöglich war, von den Speisen zu genießen. Es bedurfte aller seiner Energie, um in den Pausen auch nur zerstreut ein Gespräch mit dem Professor fortzuspinnen. Er, der sonst das Grübeln und Forschen liebte, fand heute nicht die Kraft und Lust, von der nichts-sagenden Oberfläche der Dinge in deren Kern hineinzudringen. Deutlich und ärgerlich empfand er diese seine Ohnmacht, dies Versagen seines Geistes, eine zweite Empfindung erstand so gleichsam neben der stärkeren, alles durchwühlenden eines inneren Schmerzgefühls über das Hoffnungsarme seiner Liebe. Von Minute zu Minute wurde er einsilbiger. Endlich hielt er es in dieser fröhlichen Umgebung nicht mehr aus. Als der Kellner die Früchte brachte, erhob er sich rasch und verabschiedete sich, heftige Kopfschmerzen vorgehend.

Er reichte allen die Hand, zuletzt Ellen. Diese aus ihren Träumen auffahrend, behielt seine Finger eine Weile in den ihren und sah teilnehmend und besorgt in sein schmerzlich zusammengezogenes Antlitz.

„Kann ich nicht etwas für Sie tun?“ fragte sie einfach. Ihr warmer Blick aber verlieh diesen schlichten Worten eine Wärme und einen Wohlklang, die dem jungen Manne jetzt unendlich wohlthaten. Auch im weichen Drucke ihrer Hand lag etwas so Mitfühlendes, eine schüchterne Liebeskose, wie sie nur der Druck einer Frauenhand mitteilen kann.

Unterbauers Züge erhellten sich. Er dankte mit gezwungenem Lächeln, er brauche nichts, es werde schon vergehen.



Das Piratenschiff.

Copyright by W. J. Gibbie, London

Gemälde von W. J. Gibbie.

Schnell verließ er den Saal, es war ihm aber nicht möglich, sein Zimmer aufzusuchen, er nahm seinen Hut und trat durch eine Hintertür des Hotels ins Freie. Eilig, um nicht bemerkt zu werden, stieg er über den abendseuchten Rasen im Walde empor, bis er nach wenigen Augenblicken eine Bank fand, auf der er sich schweratmend niederfallen ließ. Er stützte den fiebernden Kopf in die Hand, bemüht, seine Gedanken zu sammeln und sich aus dumpfer Angst loszureißen.

Unter ihm, nur einen Steinwurf von ihm entfernt, lag die schwerfällige, breite Masse des Hotels. Viele Fenster waren hell erleuchtet, und seine Lichtbrücken spannten sich von den Lampen aus zu ihm hin.

Die Musik war bald verstummt. Unaufhörliches dumpfes Mäuschen lief nun über die Kronen der Lärchen hin, als käme dort oben im Winde ein Wesen der Nacht nicht zur Ruhe, als müßte es immerzu erzählen. Wovon? Vielleicht von dem Werden und Vergehen der Berge, die wie schwarze von märchenhaften Riesen errichtete Mauern das dunkle Tal umwallten, vielleicht auch von dem unendlich sich erneuernden Leben der tausend Moose, Gräser, Sträucher und Bäume, die der wandernde Wind auf seinem Wege streift. In das Rauschen des Waldes mischte sich ebenso ruhelos das lebhafte Dröhnen eines fernen Baches, der tief eingeschnitten das grüne Gletscherwasser entführte und seit Jahrtausenden in unermüdlicher Arbeit Stein auf Stein davonschleppte, fortrollte und weiterstieß. Unterbauers Blicke ruhten beständig auf dem ausgedehnten dunkeln

Gebäude, und ebenso wenig konnten sich seine Gedanken davon losreißen. Er hatte das Gefühl, als läge ein schwerer Block, den keine Kraft herabwälzen könne, auf seinem innersten Sein. Eine lähmende Last band ihm alle Tatkraft.

Die Gewißheit ist wohl ein ehernes, scharfes Geschloß, doch es tötet uns rasch. Die Ungewißheit aber ist ein schleichendes Gift, das langsam mordet. Darum sehnte sich Unterbauer danach, Gewißheit zu haben. Er überdachte noch einmal, wie alles in diesen Wochen entstanden war und sich entwickelt hatte, und je mehr er in selbstquälerischer Arbeit solchen Ideen nachhing, um so mehr wuchs in ihm ein Gefühl von Bitterkeit und Troy.

Wie oft hatte er nicht früher mit Ellen in wortloser Ergriffenheit auf den Bergen gestanden, ganz versunken in den eigenartigen Zauber ihrer großen Macht und seiner erwachenden Liebe. Es schien ihm heute, als habe des Freundes leichtlebige Art jener Mädchenseele den stillen Ernst und die reine Tiefe genommen, die er in ihr in vergangener Zeit gefunden zu haben meinte, ihm war's, als wäre im Verkehr mit Steinhof allmählich etwas Fremdes, Oberflächliches in Ellens Wesen gekommen, so daß sie beide sich nicht mehr so finden konnten wie ehemals. Hatte er nicht recht? War Ellen damals nicht ganz anders, ernster und größer gewesen? Damals, da noch keiner zwischen sie getreten war!

Warum mußte ihn das treffen?

Unterbauer ballte in zornigem Schmerz die Faust gegen den Freund, der dies Mädchenherz ihm entfremdete, das er zu

besitzen geglaubt, weil er es für die großen Schönheiten der Natur erschlossen hatte. Seit seiner Jugend war durch seine Einsamkeit eine qualende Sehnsucht nach Glück gegangen. Nun glaubte er sich ihrer Erfüllung nahe und sollte zurückgeworfen werden, wie so oft schon, in das graue, wüste Meer der Ungewißheit und des Verzichtens? Hatte er nicht schon Entbehrung genug gekostet?

Lohnte ihm Steinhof so die Freundschaft langer Jahre, in denen er dem jüngeren Freunde ungleich mehr gegeben hatte, als er von ihm empfangen?

Er liebte Ellen Petersen, leidenschaftlich, ohne Überlegung, ohne Maß, ja jetzt doppelt, mit verzweifelter Glut, da ihm ihr Herz gleichsam unter den Fingern zu entchlüpfen schien. Er fragte nicht, ob er es denn je in Wirklichkeit besessen hatte, er fragte nicht, ob er ein Recht darauf hatte, von Ellen Liebe zu fordern, er wußte nur, daß es keine Freude, kein Glück, ja kein Dasein mehr für ihn gab ohne den Blick ihrer Augen, ohne den weichen, ruhigen Klang ihrer Stimme, ohne sie!

Unterbauer riß den Hut vom Haupte und warf ihn neben sich auf die Bank. Er wollte sich befreien aus den Ketten dieser Gedanken, die, er empfand es plötzlich, seine Natur gewaltfam verderben mußten. Er suchte nach einem Ausweg und fand die Hoffnung. Nun gab er sich ihr hin.

Hoffnung und Glauben gehen gern Hand in Hand. Unterbauer gewann allmählich die Ruhe wieder, und seine vordem finster gerunzelte Stirn glättete sich langsam. Besänftigend umwehte seine Stirn die Kühle der Nacht. Warum all diese Aufregung? Die Eifersucht schärft das Auge, sie kann aber auch zuweilen den Blick in die Irre leiten. War das hier nicht der Fall? War er denn so sicher, daß Ellen den Freund liebte? Hatte sie nur ein einziges Wort der Liebe zu Steinhof gesagt? Hatte sie je anders und wärmer zum Freunde gesprochen als zu ihm? War es nicht natürlich, daß sie sich gern mit dem heiteren und lebensfrohen Menschen unterhielt? Brauchte man da gleich an Liebe zu denken? Steinhof war ja Künstler, er war klug, unterhaltend, in jener leichtflüssigen, einschmeichelnden Art, wie sie Damen lieben, und verstand auch nichtsagendes Geplauder mit freundlicher Teilnahme anzuhören. Aber Ellen war ja zu klug, um nicht unter der angenehmen Oberfläche den eigentlich unfruchtbaren Grund zu entdecken. Was dem Freunde gelang, gelang nicht aus innen heraus, aus schöpferischer Kraft, es war nur der genaue Widerschein der reicheren Außenwelt, von ihm geschickt verarbeitet und wiedergegeben. Seine Kunst war gefällig; aber nicht sein Inneres, nicht sein Herz gebar seine Werke, sie waren Spiegelbilder der Natur, denen er nichts Eigenes hinzuzusetzen verstand. Er war Sklave der Natur, statt sie zu meistern. Sollte das Ellen mit ihrer feinen Art nicht auch fühlen?

Nein, nein, es war ja nicht Liebe von ihrer Seite, so tief ging es wohl nicht, es war nur ein äußerliches Wohlgefallen an dem lebenswürdigen Menschen.

Unterbauer stemmte sich wie ein Ringer gegen sein Schicksal, er wand sich unter seinem Drucke, und ihm war plötzlich, als könnte er schon leichter atmen.

Im Hotel wurde jetzt mehr Licht angezündet, ein bisher dunkles Zimmer erhellte sich, und bald darauf zeigte sich eine weiße Gestalt am Fenster. Es wurde geöffnet, jemand lehnte sich hinaus. Ellen Petersen war's. Dem jungen Manne, der regungslos nach dem Fenster starrte, stockten die Pulse, als er sie erkannte. Er wollte im ersten Augenblick der Überraschung aufspringen, aber er besann sich sogleich: sie konnte ihn ja nicht sehen, nun blieb er sitzen. Ellens Haare waren aufgelöst, sie flossen in schweren Wellen über die Schultern hinab und auf einen leichten, weißen Mantel, den das Mädchen umgeschlagen hatte.

So stand sie am Fenster ihres Zimmers und schaute in das Dunkel des Waldes. Wovon mochte sie träumen? Sie rührte sich nicht, und wie ihre Gestalt leicht auf den Sims gelehnt ohne Bewegung sich gegen den hellen Hintergrund abhob, dessen Lampenschein sie mit gelbem Schimmer übergoß,

ging von ihr eine wunderbare Ruhe aus. Sie teilte sich auch dem mit, der wie gebannt an diesem Bilde hing. Immer ruhiger wurde es in ihm, eine stille Gewißheit wärmte sein Herz und verscheuchte alle häßlichen Gedanken. Die Sehnsucht gaukelte ihm ein verlockendes Bild vor Augen, er sah sich, und Ellen lag in seinem starken Arme. Er hob sie empor, daß ihre weichen, duftenden Haare ihm schmeichelnd die Hand umflossen, und er trug sie, die Seine, davon. Weit weg, in ein Land ohne Schmerz und Qual. Weit weg!

Als das junge Mädchen endlich zurücktrat und eine Bewegung machte, die Fenster zu schließen, rief er leise, noch halb im Traume, ihren Namen: „Ellen!“ Sie zögerte, sie horchte. Hatte sie ihn vernommen, hatte der Wind mit ihrem Namen die heißen Wünsche seines Herzens zu ihr getragen? Wer hätte das sagen können!

Endlich wandte sie sich wieder um, langsam, mit müder Hand die Fensterflügel zutschiebend. —

Als er am anderen Morgen erst spät herabkam, fand er seinen Freund und den Professor plaudernd vor dem Hotel am Frühstückstisch sitzend, und Steinhof empfing ihn mit der Nachricht: „Weißt du schon, Professor Petersen fährt heute nach Trafoi, um einen Ausflug auf das Stillfer Joch zu machen, wir sollen dort mit ihnen in drei Tagen zusammentreffen, und zwar den Weg über den Ortler nehmen.“

Unterbauer war unangenehm überrascht. Das störte seinen Entschluß; er hatte die Absicht gehabt, mit Ellens Vater zu reden und seinen Zweifeln ein Ende zu machen, nun würde er vor Ablauf dieser Frist keine Gelegenheit dazu finden: es war unmöglich, in der Hast des Abschiedes mit solch wichtiger Frage an den Professor heranzutreten. Darum antwortete er, die Herren fast kühl begrüßend und sich neben sie setzend:

„Über den Ortler sollen wir nach Trafoi wandern? Meinestwegen. Ich war freilich schon zweimal droben.“

Die beiden anderen achteten auf Unterbauers Mißstimmung nicht. „Aber Herr Steinhof kennt das Hochjoch noch nicht,“ sagte der Professor, „und wenn ich Ihnen raten darf, meine Herren, so lassen Sie sich diese Tour nicht entgehen. Das Wetter wird, denke ich, schön bleiben, und das ist ein Weg, des Schweißes der Edlen wert.“

Steinhof schlug freudig mit der Hand auf den Tisch.

„Ja, Stephan, das wäre mal was, übers Hochjoch! Ein herrlicher Gedanke! Ich hab' mir's immer gewünscht! Wir laufen noch heute zur Baedmannhütte, morgen aufs Joch, dort rasten wir in der Hütte, und dann geht's auf den Gipfel. Dir scheint's nicht recht zu sein?“

„Nicht recht? Mir? Warum nicht gar!“ antwortete Unterbauer, indem er sich Mühe gab, seine üble Laune zu verbergen. „Wir treffen Sie also bestimmt in Trafoi an, Herr Professor?“ wendete er sich an diesen.

„Bestimmt!“ erwiderte Petersen. „Und dann fahren wir alle vier zusammen hierher zurück. Ich werde mit einem Wagen auf Sie warten.“

Er stand bei diesen Worten auf, da er noch zu packen hatte; auch die Freunde erhoben sich, die Vorbereitungen für ihre Partie zu treffen. Ellen erschien nicht, sie hatte sich durch ihren Vater entschuldigen lassen, da sie noch einige Briefe schreiben müsse.

Zwei Stunden später stand der von dem Professor bestellte Wagen vor dem Hotel, der Diener legte das leichte Reisegepäck hinein. Die Freunde warteten schon eine Weile am Wagen, endlich kam Petersen mit seiner Tochter die Hotelstiege herab, beide in bequemen, grauen Anzügen. Der Professor war in bester Stimmung, das junge Mädchen schien nachdenklich und besangenen. Doch nahmen beide von den Freunden mit kräftigen Händedrücken Abschied. Der Professor wendete sich noch einmal beiden Freunden zu:

„Also viel Glück auf Ihren Weg, meine Herren, und Vorsicht! Sie wissen, es ist eine schwere Tour.“

„Ich weiß,“ gab Unterbauer zurück, „ich kenne sie, aber das ist mir gerade recht.“

Steinhof hatte sich rasch auf die andere Seite des Wagens neben Ellen gestellt, als wollte er ihr noch etwas sagen, und seine Arme auf den Rand der Tür gelegt. Jetzt aber zogen die Pferde an, da streckte der junge Mann noch einmal rasch seine Hand in den Wagen und ergriff Ellens Finger, eilig neben dem Rade hergehend.

Das junge Mädchen beugte sich zu ihm und flüsterte:

„Nicht wahr, Sie sind vorsichtig, versprechen Sie, bitte!“

Der Maler drückte die kleine Hand, die sich ihm einen Augenblick willig überließ, und rief:

„Seien Sie unbesorgt, ich werde mich vorsehen!“

Die Peitsche des Kutschers knallte, die Pferde setzten sich langsam in Trab, und das Hengstzeug knirschte.

„Leben Sie wohl, also auf Wiedersehen in drei Tagen!“ rief Ellen, schnell ihre Hand aus der des jungen Mannes lösend und ihm zuwinkend.

„Auf Wiedersehen!“ antwortete Steinhof, seine Mütze schwingend.

Unterbauer war stehen geblieben, ohne dem Wagen zu folgen, und hatte stumm seinen Hut gezogen. Nun wendete er sich um und ging langsam dem Hotel zu, ohne sich um die herumstehenden Gäste zu kümmern.

„De, Stephan, so warte doch!“ ertönte hinter ihm die Stimme des Freundes, der noch dem enteilenden Wagen nachgeblickt hatte, bis dieser an einer Biegung des Weges verschwunden war. „Also ist dir's recht, dann gehen wir heute noch zur Baedemannhütte, und morgen übers Joch?“

Unterbauer blieb stehen und fuhr sich mit der Hand nach der Stirn. „Übers Hochjoch?“ erwiderte er, „meinetwegen, wenn du willst.“

„Gewiß, ist dir's nicht recht?“ fragte Steinhof noch einmal, seinen Arm unter den Unterbauers schiebend.

Dieser löste sich von ihm los und sah kalt zu Boden, während er mit ungeduldiger Stimme erwiderte: „Was willst du nur? Gehen wir, mir ist's ganz lieb.“

Steinhof war in zu glücklicher Stimmung, um nicht gutmütig Nachsicht mit der Schroffheit des Freundes zu haben, auch lag es ja nicht in seiner Art, solchen Dingen nachzuforschen; er tröstete sich damit, Unterbauer werde nach einiger Zeit von selbst die frühere gleichmäßige Laune wiedergewinnen. Dieser

hatte nicht gelogen, wenn er dem Professor gesagt hatte, die Aussicht auf die interessante, aber gefährliche Besteigung sei ihm lieb. Ja, jetzt sehnte er sich nach Anstrengung und Gefahr, ihm war es, als müßte er hier unten im Hotel unter den vielen ihm fremden Menschen, in dem unruhigen Hin und Her, in den engen Räumen ersticken.

Zerstreut suchte er seine Sachen zusammen, den Ledermantel, die Gletscherbrille, die Steigeisen, dicke wollene Handschuhe und Strümpfe, dann klingelte er nach dem Kellner und bestellte in Eile den Proviant. Mit nervöser Hast kleidete er sich um, den dicken Ledersack und die genagelten Bergstiefel anziehend, das Seil wurde noch einmal auf seine Unverletzlichkeit geprüft. Alles das aber geschah mit der seltsamen Unruhe, die ihn seit einigen Tagen verzehrte.

Am liebsten hätte Unterbauer die Tour allein, ohne den Freund gemacht. Es würde ihm ja eine Qual sein, gerade mit dem Manne stundenlang vereint zu sein, der einzig unter Millionen anderer Menschen seinem Glücke im Wege stand.

Doch warum rege ich mich so auf, noch habe ich ja keine Gewißheit, dachte Unterbauer, sonst — ich wär' nicht in der Lage mit ihm zu gehen! Ja, Gott sei Dank, noch konnte er ja hoffen! Und er hoffte, er zwang sich dazu, zu hoffen, er wollte nicht von diesem einzigen lassen, ohne das, er fühlte es wohl, alles Helle in ihm zur Nacht werden müßte.

Einige Stunden später holte ihn Steinhof ab, lustig und sorglos wie immer. Sonderbar, jede seiner Bewegungen, seine ungewohnte Art, selbst seine Ausdrucksweise waren Unterbauer mit einem Male zuwider. Warum war ihm das alles nicht früher aufgefallen, oder vielmehr, warum hatte es ihn nie gestört? Unterbauer gab sich nur ganz unklar Rechenschaft darüber, aber er fand den Freund oberflächlich, albern mit seiner Lust, sich durch einen leichten Scherz über jede Widerwärtigkeit des Lebens hinwegzutäuschen.

Nur wenige Stunden, nachdem der Professor mit Ellen abgefahren war, verließen auch die beiden Freunde das Hotel, dem Wirtse Bescheid gebend, daß sie am vierten Tage zurückkehren würden. Einige Gäste, deren Bekanntschaft sie flüchtig gemacht hatten, sagten ihnen Lebewohl.

„Daß Ihnen nur nichts passiert!“ rief ihnen eine ängstliche alte Dame nach.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Barnardo, der Kinderfreund.

Vor vierzig Jahren war es. Längst war London die ruhmreiche glänzende Riesengasse. Millionen bot es Obdach, und unermesslich war der Reichtum, der in seinen Mauern aufgehäuft wurde, unermesslich aber auch das Elend, das sich in den Schlupfwinkeln der engen Gassen verbarg. In seinen furchtbaren Tiefen war es nicht einmal allen denjenigen, die warmen Herzens bemüht waren, den Hunderttausenden Armen des reichen Londons zu helfen.

Unter diesen freiwilligen Helfern befand sich damals auch ein junger Student der Medizin. Berühmt bekante er des Evangelium der Nächstenliebe, und er trug sich mit der Absicht, später als Missionar nach China zu gehen. Vorderhand wollte er sich in seinem Vaterlande nützlich machen und gab armen Knaben Unterricht. Ein ehemaliger Gesell bildete das Schulzimmer, in dem er abends eine kleine Schar lernbegieriger Kinder um sich versammelte. Einmal wollte er nach Beendigung der Schule das Lokal schließen, aber ein kleiner Knabe war zurückgeblieben und bat den Lehrer, er möchte ihm doch erlauben, die Nacht in dem Schulzimmer zu verbringen. „Das geht nicht, mein Junge! Geh heim zu deiner Mutter!“ Aber der arme Jim hatte weder Vater noch Mutter, noch ein Heim. Von ihm erfuhr der Student Barnardo, daß er obdachlos im Freien nächtigen müsse, und daß viele andere Knaben mit ihm dieses traurige Los teilen. Und der Kleine sagte die Wahrheit. Barnardo konnte sich mit eigenen Augen von diesem Elend überzeugen. Obdachlose Kinder in einer Millionenstadt! Fürwahr, man brauchte nicht über See zu wandern, um für das Evangelium zu wirken, es gab auch hier Tausendfältiges im Geiste der Nächstenliebe zu tun! Ergreifend schildert Barnardo in einer Missionsgesellschaft, was er in jener

Nacht gesehen, die Presse druckt seine Berichte ab, man liest sie, staunt und will nicht glauben. Barnardo fährt aber die Lords in später Nachtstunden an die Schlupfwinkel des Elends, und dieser Jammer, den man nun inmitten Londons entdeckt hat, erschüttert die Herzen. Müßige Spenden fließen dem Entdecker des Kinderelends zu, und Barnardo gründet ein Asyl für die kleinen Obdachlosen; die erste „Ever-open-door“, die immer offene Tür für die Verlassenen, die weder Vater, noch Mutter und auch kein Heim besitzen!

Das war im Jahre 1866 geschehen, aber das erste Knabenheim in Commercial Road erwies sich nur zu bald als unzureichend. Je weiter man forschte, desto größer erwies sich das Kinderelend. Furchtbar war das Los der wirklich Obdachlosen, aber noch schrecklicher das Schicksal der Armen, die in roher Obhut verkommener Eltern sich befanden oder in die Hände rachsüchtiger Pfleger gerieten. Diese dem Laster und Trunk ergebenen Personen peinigten und mißhandelten die Kinder in unmenschlicher Weise, nutzten sie aus oder vergifteten ihre Seelen und brachten sie frühzeitig auf verbrecherische Bahnen. Viele dieser unglücklichen Kinder waren bereits verstorben, verwaist und steceten andere durch ihr böses Beispiel an. Auch hier mußte geholfen werden, und Dr. Barnardo schraf vor der Größe und Ausdehnung des Elends nicht zurück; er ließ nicht ab, bis er die Herzen zu neuer Müßigkeit stimmte und neue Anstalten errichten konnte. Seine rettende helfende Tätigkeit umfaßte von Jahr zu Jahr immer weitere Gebiete, immer neue Ziele wurden ins Auge gefaßt, und bewundernswert waren der Eifer und die Ausdauer, mit denen Dr. Barnardo diese Ziele zu erreichen verstand. Schließlich hatte dieser einzelne Mann mehr in die Wege geleitet, geschaffen, geordnet

und erhalten als große Stadtgemeinden und selbst manche Staaten. Als er endlich nach unermüdlicher aufopferungsvoller Tätigkeit im September vorigen Jahres einem Herzleiden erlag, trauerten Tausende und Abertausende Gerechteter um ihren Helfer und Wohltäter, beklagte England den Verlust seines erfolgreichsten Kinderfreundes und feierte die gesamte Welt das Andenken eines der größten Philanthropen aller Zeiten.

Fünfundzwanzig Knaben konnte das erste Heim Unterkunft bieten. Als sein Gründer die Augen zu ewigem Schlummer schloß, betrug aber die Zahl von Dr. Barnardo homes mehr als neunzig! Nicht nur in London befinden sich die Ever-open-doors, sondern auch in Liverpool, Bristol, Newcastle und anderen Städten. Nicht nur während der Nacht wird den Heimatlosen Obdach gewährt, auch am Tage werden sie geschützt, mit voller Fürsorge werden sie versorgt, unterrichtet und ausgebildet, bis sie erwerbsfähig geworden sind und den Kampf ums Dasein aufnehmen können, aber auch dann noch bewacht Barnardos Schöpfung ihre ersten Schritte, sorgt noch für sie mit Rat und Tat.

Nur einige der neunzig Anstalten seien hier kurz erwähnt, um einen Einblick in das großartige menschenfreundliche Werk zu gewähren!

In Gawkhorst (Kent) steht inmitten schöner Gartenanlagen das Babie's Castle oder Kleinkinderheim. Es gibt hier wohl einige Säuglinge, aber die Mehrzahl der Pflinglinge besteht aus Knaben im Alter von drei bis fünf Jahren und einer Anzahl älterer Mädchen, die den Pflegerinnen Hilfe leisten. Hier verbringen die kleinen Verlassenen in gesunder Lust das kindliche Spielalter, um dann anderen Heimen zugeführt zu werden. Mit zwei Pflinglingen wurde vor Jahren dieses Heim eröffnet, heute bietet es hundert Pflinglingen den nötigen Schutz.

Berühmt ist ferner das Mädchenheim, das im Jahre 1873 in Isford bei London gegründet wurde. Aus kleinen Anfängen ist hier eine eigenartige Kolonie entstanden. Im Grün der Gärten liegen gegen sechzig kleine Landhäuser zerstreut; in ihnen wohnen die „Mütter“ mit ihren Pflinglingen, Mädchen im schulpflichtigen Alter; ihre Zahl beträgt gegenwärtig mehr als zwölfhundert. Die Isforder Kolonie besitzt ihre eigene Schule, in der von geprüften Lehrerinnen Unterricht erteilt wird. Die „Mütter“ sorgen dagegen dafür, daß ihre Schützlinge in häuslichen Arbeiten sich ausbilden. Es wird hier gekocht, gewaschen, geplättet, genäht nicht nur für die eigene Kolonie, sondern auch für andere Heime Barnardos. Die Mädchen werden hauptsächlich zu Dienstmädchen, Plätterinnen, Näherinnen und dergleichen ausgebildet.

Das Knabenheim ist eine weitere Abteilung der humanen Schöpfung. Das größte liegt im Osten Londons in Stepney

Causeway und bietet etwa vierhundert Knaben Unterkunft und Ausbildung. Es ist mit Werkstätten reichlich versorgt, so daß in ihm vierzehn Berufe erlernt werden können.

Natürlich sorgen die Anstalten dafür, daß die von ihnen ausgebildeten Zöglinge bei passenden rechtlichen Dienstherrn die erste Anstellung erhalten. Im Mutterlande ist der Arbeitsmarkt oft überfüllt, aber in den Kolonien sind gut geschulte und moralisch gefestigte Kräfte hoch willkommen. Die armen Verlassenen, die zu meist durch keine Familienbände an ihre Heimat gefesselt werden, gehen gern in ferne Lande. In Anbetracht dieser Tatsachen hat Dr. Barnardo eine Auswanderung seiner Zöglinge organisiert; er schickt sie zu meist nach Kanada, wo Zweiganstalten sich des Loses der Ausgewanderten annehmen.

Auch dem reiferen Alter schenkte der große Philanthrop seine Aufmerksamkeit. So gründete er Arbeitsheime, in die junge verwaarloste Leute im Alter von 17 bis 20 Jahren eintreten können. Von anderen Schöpfungen Barnardos mögen noch die Schuhpuker- und Lumpensammlerbrigade in London, eine Rettungsstätte für sittlich gefährdete Mädchen, ein Kinderhospital, ein Heim für Gesehnde, einige „Kaffeepaläste“ und eine Anstalt für taubstumme Kinder erwähnt werden.

Heute treten täglich zehn schutzbedürftige Kinder durch die „stets offene Tür“ in die rettenden Heime Dr. Barnardos ein. Im Laufe der Jahre hat ihre Gesamtzahl rund 50000 betragen. Vater Barnardo hatte reiche Freude an diesen Adoptivkindern erlebt; denn es mißrietten laut der Jahresberichte nur zwei vom Hundert; alle übrigen sind zu braven rechtschaffenen Leuten geworden, die im arbeitsamen Leben der Welt Nutzen bringen und ihre Freude finden.

Für den Fortbestand dieser ausgedehnten Schöpfungen ist gesorgt. Sie sind zu einem Verein, der „National Incorporated Association for the Reclamation of Destitute Waif Children“ umgebildet, dessen Vorsitz der Herzog von Argyll führt.

Mit einer Jahreseinnahme von 2800 Mark hatte der junge Barnardo vor vierzig Jahren sein Rettungswerk begonnen; an seinem Lebensende betrug das Jahresbudget seiner „Unternehmungen“ mehr als drei Millionen Mark. Einen geringen Teil nur konnten die Kinder durch ihre Arbeit verdienen, das Meiste mußte Barnardo durch wohlthätige Spenden zu sammeln suchen. Groß waren auch zeitweilig die Geldsorgen des „kinderreichsten Vaters“; daß aber schließlich das große Werk erhalten werden konnte, ist ein trostreiches Zeichen für den Geist unseres Zeitalters, das nicht nur in wissenschaftlichen Fortschritten und industriellen Schöpfungen groß ist, sondern auch ein Ohr hat für die Aposiel der Nächstenliebe, ein warmes Herz für die Armen und Hilfslosen.

R. Sagenau.



Der neue Chef des Generalkabs der Armee, Generalkontnant von Moltke. (Zu dem Bildnis S. 75.) Auf den bedeutungsvollsten und schönsten Posten der Armee, an dem einst Moltkes unvergessliche Gestalt gestanden hat, ist nach dem Rücktritt des Generalobersten Grafen von Schlieffen der Generalkontnant von Moltke berufen worden, ein Neffe des großen Feldmarschalls und ein Träger des in die Geschichte eingetragenen Namens Helmuth von Moltke. Die Wahl kam nicht überraschend, denn der Kaiser selbst hatte, als er ihn zum Generalquartiermeister ernannte, Moltke als den „kommenden Mann“ bezeichnet. Am 23. Mai 1848 zu Gerstorf in Mecklenburg geboren, besuchte Helmuth Johannes Ludwig von Moltke das Realgymnasium zu Rendsburg und trat am 1. April 1869 als Fahnenjunker beim Schleswig-Holsteinischen Füsilierregiment Nr. 86 ein. 1870 zum Leutnant befördert, zog er ins Feld, wo er mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet wurde. Das Jahr 1881 brachte ihm die Ernennung zum Hauptmann, das folgende Jahr ihn als zweiten Adjutanten seines Onkels, dessen persönlicher Adjutant er wurde, als der greise Feldmarschall zum Präses der Landesverteidigungskommission ernannt wurde. 1888 wurde Moltke Major und am 28. April 1891 — nach dem Tode des Generalfeldmarschalls — diensttuender Flügeladjutant des Kaisers. 1895 wurde er Oberst, 1896 Kommandeur des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadierregiments Nr. 1, 1899 Generalmajor und Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade und 1902 unter Beförderung zum Generalkontnant Generaladjutant und Kommandeur der 1. Gardebrigade. Am 18. Februar 1904 erfolgte dann seine Ernennung zum Generalquartiermeister. General von Moltke ist mit Elise, Gräfin von Moltke-Svoitsfeldt, vermählt, und dieser Ehe sind drei Söhne und eine Tochter entsprossen. Es ist bekannt, daß der große Moltke mit Vorliebe in dieser Kinderstube weilte, und daß das Haus seines Neffen ihm seit der Gattin Tod die Heimat bedeutete.

Der „Panther“ als Heimatsbote in Brasilien. (Zu dem Bilde auf S. 75.) Am 17. November 1905 lief der deutsche Kreuzer

„Panther“ in den Hafen von Itajahy ein, und während er sich bis zum 27. in beschaulicher Ruhe auf den Wellen schaukelte, unternahm Kommandant und Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften einen mehrtägigen Ausflug nach der deutschesten aller deutschen Kolonien in Brasilien, nach dem unweit gelegenen Blumenau. Eine Kommission hatte sich unter Anführung des Herrn Konjuls Blohm auf dem Dampfer „Blumenau“ in den Hafen von Itajahy begeben und nahm dort die Festgäste — im ganzen 55 — in Empfang. Seit langen hatten die Blumenauer Kolonisten den Tag herbeigesehnt, wo sie deutschen Seelenten den Willkommensgruß entbieten konnten, und so gestaltete sich die Einfahrt des Festdampfers zu einem wahren Triumphzug. Kammerpräsident Marganda brachte ein Hoch auf den „Panther“ und den Deutschen Kaiser aus, das jubelndes, tausendstimmiges Echo fand, der Kommandant, Korvettenkapitän Graf Saurma-Feltich, hielt vor dem deutschen Konsulat, wo die alten Soldaten Aufstellung genommen hatten, eine markige Ansprache. Festlichkeiten aller Art füllten in buntem Wechsel die schnell vorüberfliegenden Feittage aus, und das Gedächtnis dieser Feiertunden, in denen die alte deutsche Heimat der jungen Kolonie übers Meer hinüber die Hand reichte, wird jedem Teilnehmer teuer sein. Daß ein desertierender Matrose des „Panther“ beinahe einen ersten deutsch-brasilianischen Zwischenfall verursacht hätte, ist unseren Lesern bekannt.

Generalfeldmarschall Graf v. Haeseler. (Mit dem Bildnis auf S. 76.) Am 19. Januar begehrt Graf von Haeseler seinen 70. Geburtstag; im Ruhestand — so weit ein so ganz auf Arbeit und Pflichterfüllung gestelltes Leben „Ruhe“ zuläßt! Graf v. Haeseler ist durch und durch Soldat, er hat seinen Beruf nicht nur die von jedem preussischen Offizier verlangte Pflichttreue und Hingebung entgegengebracht, sondern mit all seinen Gedanken und Interessen, mit aller Liebe und Begeisterungsfähigkeit seines Herzens in diesem Beruf gewurzelt. Im Jahre 1836 zu Potsdam geboren, kam er am 26. April 1853 als Leutnant in das 3. Husarenregiment. Der Feldzug

von 1864, den er von Anfang bis zu Ende mitmachte, brachte ihm die Ernennung zum Hauptmann und die gleichzeitige Berufung zum Großen Generalstab. Der Feldzug von 1866 sah ihn im Generalstab des Oberkommandos der Dritten Armee. Dann kam der deutsch-französische Krieg, der Haejeler beim Oberkommando der Zweiten Armee fand und ihm nicht nur das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse, sondern auch den Orden pour le mérite bescherte. Heimgekehrt, erhielt er das Kommando des 2. Brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 11 in Saarburg, in dem er 1875 Oberst wurde, und das er bis 1879 befehlt. Von Saarburg aus kam Haejeler als Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung zum Großen Generalstab, erhielt 1880 die Führung der 12. Kavalleriebrigade in Meise und wurde 1886 als Generalleutnant in die Revisionskommission für das Egererregiment berufen. Schon im selben Jahr erhielt er dann die 20. Division in Hannover und zog am 24. März 1890 als kommandierender General des neugebildeten 16. Armeekorps in Metz ein, wo er bis zur Einreichung seines Abschiedsgesuches, 1903, gelebt und gewirkt hat. Der Kaiser hat Graf v. Haejeler in Anerkennung außerordentlicher Verdienste zum Generalfeldmarschall gemacht und ihn mit der Verleihung des Schwarzen Adlerordens mit Brillanten ausgezeichnet, noch ehrender aber für den nun Siebzehnjährigen ist der Ruf, den er nicht nur in der Armee, sondern über die Grenzen des Vaterlandes hinaus genießt. Er war populär wie selten ein General, besonders bei seinen einfachen Soldaten. Sie wußten, er verlangte nichts von ihnen, was er nicht auch von sich selbst verlangte, und sie liebten auch sein Wohlwollen, das er ohne Ansehen und Unterschied der Person jedem wirklichen Verdienst entgegenbrachte.

Königin Luise in Erfurt. (Zu dem Bilde Seite 60 und 61.) Durch die vielen Darstellungen von Krenzhens Schicksalsjahren hat sich die Erinnerung an die edle Königin Luise so fest mit ihrem heldenhaften Dulden während der schweren napoleonischen Gewaltherrschaft verbunden, daß darüber das vorübergehende Jahrzehnt des Glückes, das ihrem kurzen Leben gegönnt war, wenig in Betracht kommt. Und doch verdient auch dies ein dauerndes Gedächtnis, denn überall, wo sich das junge Königspaar nach der Thronbesteigung 1797 zur Kuldbigung in

den Provinzen zeigte, flogen der schönen, so höchst anmutigen und leuchtigen Königin die Herzen im Sturm zu. So auch in Erfurt, wohin beide im Mai 1803 zum ersten Male kamen und feierlich empfangen wurden: im Regierungsgebäude ward das königliche Paar von den Kindern der Löffelischen Mädchenschule bewillkommnet. Diesen Vorgang hat der Maler unseres Bildes, Professor Hans W. Schmidt in Weimar,



Generalleutnant von Moltke,
Generalstabschef der Armee.

der uneren Lesern aus verschiedenen, vortrefflichen Bildern wohl bekannt ist, zur Hundertjahrfeier 1903 durch ein großes Wandgemälde in der Aula der neuen Königin-Luise-Schule zu Erfurt verewigt, das von einem Kreis früherer Schülerinnen gestiftet wurde. Es ist ihm vorzüglich gelungen, die so schlicht anmutige Königin darzustellen, wie sie voll Freundlichkeit inmitten des andrängenden Kinderdarmes steht, die gutgemeinten Versuchen anhört und mit gütiger Rede erwidert, während der schweigame Friedrich Wilhelm III. der kleinen Sprecherin nur einen bedächtig preisenden Blick schenkt. Hinter ihm erscheint die Gräfin Voss, die treue Begleiterin dreier Königsgenerationen, mit dem damaligen Kommandanten von Erfurt, Grafen von Wartensleben und der Gräfin Tauxien, alle porträtiert nach gleichzeitigen Bildnissen dargestellt.

Der Mesquitebaum. (Zu dem Bilde auf S. 76.) Dattelpalmen hat die Natur den Wüsten Nordamerikas nicht geschenkt, dafür aber hat sie dort einige Pflanzen geschaffen, die gegen Dürre und Hitze gewappnet, in den wasserarmen Gebieten sich behaupten können und auch die Wüste für den Menschen leidlich bewohnbar machen. Zu ihnen gehören verschiedene Kakusarten und auch der Mesquitebaum. In der Regel ist er nur ein mehr oder minder hoher Strauch, unter günstigen Verhältnissen wächst er aber zu einem bis zwölf Meter hohen Baum heran und erinnert dann in seiner Gestalt, mit seinen Blättern und stacheligen Zweigen an die Umechte Asazie. Im Juni und Juli reifen seine Schoten, die 15 bis 20 Zentimeter lang und, wie unsere Abbildung zeigt, etwas gekrümmt und zwischen den Samenförnern eingeschnürt sind. In verschiedenen wüsten Gegenden südlich des Koloradostromes ist er häufig, so weit das Auge reicht, der einzige Vertreter der Pflanzenwelt. Für die Indianer und mexikanischen Nischlinge hat der Mesquite beinahe die gleiche Bedeutung wie die Dattelpalme für die Einwohner der Sahara. Mark und Samen

und der Mesquitebaum. In der Regel ist er nur ein mehr oder minder hoher Strauch, unter günstigen Verhältnissen wächst er aber zu einem bis zwölf Meter hohen Baum heran und erinnert dann in seiner Gestalt, mit seinen Blättern und stacheligen Zweigen an die Umechte Asazie. Im Juni und Juli reifen seine Schoten, die 15 bis 20 Zentimeter lang und, wie unsere Abbildung zeigt, etwas gekrümmt und zwischen den Samenförnern eingeschnürt sind. In verschiedenen wüsten Gegenden südlich des Koloradostromes ist er häufig, so weit das Auge reicht, der einzige Vertreter der Pflanzenwelt. Für die Indianer und mexikanischen Nischlinge hat der Mesquite beinahe die gleiche Bedeutung wie die Dattelpalme für die Einwohner der Sahara. Mark und Samen



Besuch der Besatzung des Kreuzers „Panther“ in Blumenau in Brasilien.

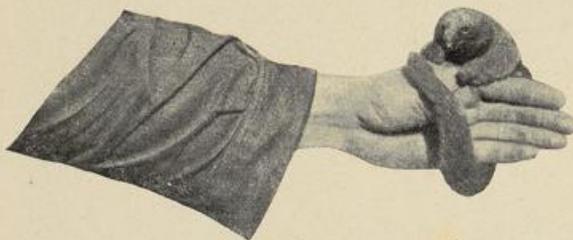
der Schoten dienen den Wüstenbewohnern als Nahrungsmittel und auch als Futter für ihre Pferde und Maultiere. Aus den Zweigen des Baumes verfertigt der Wüstenindianer gute Körbe zu flechten, und das Stammholz verwendet er zum Bau seiner Hütten. Ist es genügend dick, so eignet es sich auch vorzüglich als Werkholz für Möbeltischlerei, denn das Herzholz ist reich gefärbt von Gelbrot bis zu Purpur und nimmt ebenso wie das sahgelbe Splintholz eine schöne Politur an. Ferner liefert das Holz das einzige Brennmaterial in der Wüste. Außerdem schmilzt der Mesquite vom Mai bis September einen bernsteinfarbigen Gummi aus, der hier und dort gesammelt und als Ersatz für den arabischen Gummi verwendet wird. Der Mesquite eignet sich schließlich vorzüglich zur Bildung von Hecken und Schutzwänden, und so wurde er von Heinrich Semler und anderen zur regelrechten Anpflanzung in regenarmen Gegenden halbtropischer Gebiete empfohlen.

Das Piratenschiff. (Zu dem Bild Seite 71.) Während des langen Seekrieges zwischen England und Frankreich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fehlte es nicht an Freiweibern, die auf eigene Rechnung zwischen den feindlichen Flotten kreuzten und den Angriff auf größere Schiffe wagten. Einer der berühmtesten unter ihnen war der frühere Seeoffizier Scott, der, aus der englischen Flotte ausgeschieden, sich doch wieder ein Schiff zu verschaffen wußte, die „Defiance“. Abenteurer jeder Art, Schwarze und Weiße, entlaufene Galeerensträflinge und sonstige Verweigerer bildeten die Besatzung des Seeräuber-Schiffes. Kapitän Scott band sich gewöhnlich nur mit französischen und spanischen Schiffen an, also mit Landesfeinden, die er ohne jeden Gewissensbiss plündern konnte. Dazwischen aber verdamhte er auch nicht, gelegentlich einen friedlichen englischen Kaufahrer um sein Gut zu erleichtern, wenn jener kein größeres Kriegsschiff in Sicht war. Aber auch im Fall der plötzlichen Ueberwachung durch ein solches verließ ihn keine tollkühne Verwegenheit nicht, wie an dem Tage, den unser Bild vorstellt. Er nahm, ungenügend gerüstet, den Kampf mit einem großen spanischen Kriegsschiff auf, hatte aber bald seine ganze Munition verschossen, ohne dem Gegner großen Schaden getan zu haben, während dessen Kugeln seine Schiffsbrüstung durchbohrten und eine Kanone unbrauchbar gemacht hatten. Das war der Moment, um nun die weiße Flagge zu hissen und sich zu ergeben. Kapitän Scott aber dachte nicht daran, er richtete das Kanonenrohr zum Schein neu nach außen, ließ die Mannschaft Kampfstellung nehmen, die Piratenmahnen schwenken und Geschrei erheben, als solle ein neuer Angriff beginnen, und erlebte es wirklich, daß der überlegene Gegner seine Boote zum Sturm auf die „Defiance“ aussetzte, sondern den Kurs änderte und davonfuhr. Der kühne Seeräuber aber



Der Mesquitebaum.

triumphierte, daß es ihm gelungen war, mit so geringem Schaden sein Schiff aus einer hoffnungslosen Lage zu retten.



Zwerg-Ameisenfresser aus dem Berliner Zoologischen Garten.

Ein Zwerg-Ameisenfresser im Berliner Zoologischen Garten. (Zu vorliegendem Bilde.) Bei einzelnen Säugetierordnungen, wie bei den Kerbtierfressern und den sogenannten Zahnlosen, ist es schwer, ein bestimmtes gemeinsames Kennzeichen zu finden. Namentlich die letzteren bestehen aus sehr unähnlichen Gruppen. Sogar die Zahnlosigkeit ist nur für wenige bezeichnend; es gibt unter ihnen einige, die eine größere Zahl von Zähnen als die meisten anderen Ordnungen aufweisen, und die Zahnlosigkeit findet sich auch bei einigen Walen und dem Schnabel-

schwächere Krallen trägt. Diese sieht man auf dem Bilde nicht, weil sie einwärts getragen werden und weil sich das Tierchen auf eine Schwiele an der Innenseite der Handwurzel stützt. Die Hinterbeine sind mit vier durch spitze Krallen ausgezeichneten Zehen versehen und dienen zum Klettern und Umklammern von Zweigen. Der Zwergameisenfresser reißt mit der scharfen Fingerkralle die Baumrinde auf und zieht mit der übrigen Zunge die freigelegten Ameisen hervor. Seine Anknospen sind breit und mit kräftigen Ansätzen für gewaltige Muskeln versehen, so daß er trotz der Kleinheit des Körpers große Kraft anwenden kann. Gegen Angriffe von Raubtieren schützt ihn eine eigentümliche Einrichtung des Knochengeriütes. Die Rippen sind sehr flach und greifen mit den Enden übereinander, so daß das Tierchen, nachdem es sich zusammengerollt und den Kopf und Schwanz unter dem Leibe verborgen hat, von einem unter der Haut gelegenen Knochenpanzer eingehüllt erscheint. Der Zwergameisenfresser ist über einen großen Teil von Südamerika verbreitet. Er findet sich sogar noch in Mittelamerika. Man unterscheidet jetzt schon vier verschiedene Arten, die sich in den einzelnen Aufzuchtgebieten verbreiten und durch gewisse Färbungsmerkmale leicht erkannt werden können. Ratighe.



Generalfeldmarschall Graf von Haefeler.

Das Sehen in die Ferne. Es ist durch Erfahrung festgestellt, daß Naarbeit, anhaltendes Lesen und Schreiben, Nähen und Sticken die Ausbildung der Kurzsichtigkeit begünstigt. Zum guten Teil können diese schädlichen Einflüsse ausgeglichen werden, wenn man dem Auge reichlicher Gelegenheit bietet, in die Ferne zu sehen und auf diese Weise sich zu stärken. Unsere Schuljugend sollte darum namentlich in den Städten mehr zum Sehen in die Ferne angehalten werden. Am besten geschieht das durch Übungen, gleichviel welcher Art, im freien Gelände. Freilich dürfen sich diese Übungen nicht nur auf die schöne Jahreszeit beschränken. Der Winter ist für die Augen die schlimmste Zeit. Man wird in ihm zum Stubenhocker und zur Naarbeit auch in den Erholungsstunden verleitet. Es sind also auch im Winter Ausflüge ins Freie nicht nur für die allgemeine Gesundheit, sondern auch zur Stärkung der Augen nötig. Außerdem sollte man aber auch sonst Kinder und Schüler zum häufigeren absichtlichen Sehen in die Ferne anhalten.